

Berliner Volksblatt.

Organ für die Interessen der Arbeiter.

Das „Berliner Volksblatt“

erscheint täglich Morgens außer nach Sonn- und Festtagen. Abonnementspreis für Berlin frei Haus vierteljährlich 4 Mark, monatlich 1,35 Mark, wöchentlich 35 Pf. Postabonnement 10 Pf. Einzelne Nummer 5 Pf. Sonntags-Nummer mit dem „Sonntags-Blatt“ 10 Pf. (Eingetragen in der Postzeitungspreisliste für 1888 unter Nr. 849.)

Insertionsgebühr

beträgt für die 4 gespaltete Zeile oder deren Raum 25 Pf. Arbeitsmarkt 10 Pf. Bei größeren Aufträgen hoher Rabatt nach Uebereinkunft. Inserate werden bis 4 Uhr Nachmittags in der Expedition, Berlin SW., Zimmerstraße 44, sowie von allen Annoncen-Bureaus, ohne Erhöhung des Preises, angenommen.

Redaktion: Benthstraße 2. — Expedition: Zimmerstraße 44.

Sozialpolitik?

Wir haben nun schon zur Genüge die Versicherung von Seiten unserer leitenden Staatsmänner vernommen, daß es gut, sehr gut mit den Arbeitern meinen und daß sie nur aus diesem Grunde überhaupt Sozialpolitik treiben. Sceptiker wie wir sind, lassen wir uns natürlich nicht mit Worten abspeisen, sondern wollen auch Thaten sehen, und meinen wir immer, die Regierung hätte am besten Gelegenheit, ihre Arbeiterfreundlichkeit zu beweisen da, wo sie am meisten als Unternehmer auftritt, oder auf die Unternehmer einfluß hat. Man wird sich erinnern, daß bei der Verhandlung des Nordostsee-Kanals im Reichstage seitens der Arbeitervertreter verlangt wurde, die Regierung möge, wenn sie die Arbeiten an Unternehmer vergeben wolle, mit diesen Unternehmern Verträge über Lohnhöhe, Arbeitszeit u. s. w. abschließen. Herr v. Bötticher gab zunächst eine ausweichende Antwort. Nachträglich schien es, als wolle man die Sache einmal anders in die Hand nehmen, als sonst bei derartigen Gelegenheiten der Brauch war. Die kaiserliche Kanalkommission hat in der That eine Menge von Vorschriften erlassen, welche von Unternehmern und Arbeitern beim Kanalbau zu befolgen sind. Wenn man diese Vorschriften durchliest, so könnte man glauben, Adersmann oder Kleist-Regow hätten sie entworfen. Sie sind äußerst charakteristisch, weil man doch annehmen darf, daß die Regierungskreise darin dokumentirt haben, wie sie eine ihren humanen Intentionen entsprechende Behandlung des Arbeiters denken. Wir heben aus den Vorschriften diejenigen hervor, die uns am bedeutsamsten erscheinen.

Da heißt es u. A.:

„Deutschen Arbeitern ist bei sonst gleichen Eigenschaften und Leistungen vor fremdländischen der Vorzug zu geben. Der anarcho-socialen und sozialdemokratischen Partei angehörende oder ihren Bestrebungen Vorschub leistende Arbeiter dürfen beim Kanalbau nicht beschäftigt werden. Mit jedem Arbeiter ist ein besonderer Vertrag abzuschließen. Jeder Arbeiter erhält ein Arbeitsbuch. Ueber Einrichtung und Gebrauch sind genaue Bestimmungen gegeben. Die Eintragung eines Urtheils über die Führung und die Leistungen des Arbeiters in das Arbeitsbuch darf nur auf Antrag des Arbeiters geschehen. Ferner sind sehr genaue Vorschriften für die Lösung des Arbeitsverhältnisses gegeben; darunter findet sich auch die, daß Arbeiter ohne Aufkündigung entlassen werden können, wenn sie der anarcho-socialen oder sozialdemokratischen Partei sich zuwenden oder

die Gesinnungen dieser Parteien unter ihren Mitarbeitern zu verbreiten oder den Bestrebungen derselben Vorschub zu leisten suchen. Jeder beim Kanalbau zu beschäftigende Arbeiter hat an der Kopfbedeckung ein Blechschild mit der Aufschrift K. A. (Kanalarbeiter) jeder Zeit sichtbar zu tragen. Die tägliche Arbeitszeit ist durch die Kanalkommission festzusetzen. Nachtarbeit darf nur mit Genehmigung der Kanalkommission stattfinden. An Sonn- und Festtagen dürfen bei dem Kanalbau nur dringliche Reparatur- und sonstige unaufschiebbare Arbeiten vorgenommen werden. Die Lohnzahlung ist so einzurichten, daß ein Lohnbetrag für eine Tage zum Zweck etwaiger dem Arbeiter bei der Entlassung zu machender Abzüge einbehalten wird. Arbeiter, welche einen Familienhaushalt mit sich führen, haben für ihr Unterkommen und ihre Verpflegung selbst Sorge zu tragen. Alle anderen Arbeiter sind verpflichtet, in den von der Bauverwaltung errichteten Baracken zu wohnen und wenigstens an dem dort verabreichten Mittagessen Theil zu nehmen. Für Wohnung und Mittagessen ist von jedem Arbeiter der von der Kanalkommission nach Maßgabe der Selbstkosten festzusetzende Preis zu entrichten. Jeder Arbeiter ist berechtigt und auf eine an ihn ergehende Aufforderung seitens der Barackenverwaltung verpflichtet, an den Lehrstunden und Uebungen Theil zu nehmen, welche zur Ausbildung von Mannschaften im Feuerwehrdienst wie im praktischen Samariterdienst in den Baracken stattfinden. Alle Ordnungsgeldstrafen, welche den Arbeitern seitens der Unternehmer, der Bau- oder Barackenverwaltungen auferlegt werden, sind bei der nächstfälligen Lohnzahlung in Abzug zu bringen und an eine besondere, durch die Kanalkommission zu verwaltoende Strafgeldkasse abzuführen, über deren Bestand allein der Kanalkommission die Verfügung zusteht und aus der hauptsächlich die Kosten gemeinnütziger Veranstaltungen für die Arbeiter bestritten und außerordentliche Unterstützungen an letztere gewährt werden sollen.“

Und so weiter. Wir haben hier ein Bild eines Stückchens „praktischer Sozialpolitik“, wie es bezeichnender nicht gedacht werden kann.

Wir sind schon damit einverstanden, wenn der Staat das Verhältnis zwischen Unternehmer und Arbeiter regelt, aber es kommt doch auch ein klein wenig darauf an, wie er es regelt. Und wenn er es so regeln will, wie in den angegebenen Vorschriften, dann soll er es lieber gar nicht regeln.

Es ist schon recht, wenn die verehrliche kaiserliche Kanalkommission die deutschen Arbeiter bevorzugt, sowie die Sonntags- und Nachtarbeit verbietet. Aber das ist auch alles. Im übrigen aber sehen wir überall — Adersmann.

Arbeitsbücher müssen eingeführt werden. Wozu? Sie müssen doch noch einen anderen Grund haben, als nur dazu bestimmt sein, daß „auf Wunsch der Arbeiter“ Urtheile über Führung und Leistungen eingetragen werden sollen, sonst hätte man ja warten können, bis die Arbeiter selbst solche „Zeugnisse“ verlangt hätten.

Dann sollen die Arbeiter, wenn sie eine der Regierung unliebsame politische Gesinnung verrathen, ohne Kündigung entlassen werden können. Darüber wundern wir uns nicht. Läßt doch auch die Militärverwaltung bei solchen Personen nicht arbeiten, welche Sozialisten nur beschäftigen. Wir fragen nur, zu welcher Verbitterung man im geschäftlichen und gesellschaftlichen Leben kommen müßte, wenn die Privatunternehmer und Geschäftsleute dies Beispiel, das die Regierung da giebt, befolgen wollten. Da würden die einen die Sozialdemokraten, andere die Ultramontanen, wieder andere die Liberalen und wieder andere die Konservativen aus ihren geschäftlichen Beziehungen ausschließen. Man müßte sich auf seine politische Gesinnung förmlich abstempeln lassen. Dies würde zu einem neuen Krieg Aller gegen Alle führen. Glücklicher Weise hat unter den Arbeitgebern die Gewohnheit, Arbeiter wegen ihrer politischen Gesinnung zu maßregeln, etwas nachgelassen, wenngleich solcher Maßregelungen immer noch mehr als genug vorkommen. Die Behörden aber scheinen nunmehr diese Gewohnheit aufs Neue bestärken zu wollen. Wir bedauern das tief, sowohl um der Arbeiter willen, die darunter zu leiden haben, als auch um der Gesinnungsfreiheit willen. Niemand findet es mehr auffällig, daß man Arbeitern um ihrer Gesinnung willen eine Arbeitsgelegenheit verschließt und das gerade ist das Bedauerliche.

Wie hoch die Arbeitszeit sein soll, welche die Kanalkommission festsetzt, wird nicht gesagt. Um so mehr hören wir von Lohnabzügen, Strafgeldern und dergleichen, aus denen die verehrliche Kanalkommission „gemeinnützige Veranstaltungen“ für die Arbeiter bestritten will. Was sind dies für Veranstaltungen? Ueber den Begriff des Gemeinnützigen kann man bekanntlich sehr verschiedener Meinung sein. Geben man den Arbeitern vielleicht Bibeln anzuschaffen oder ihnen ein Lesezimmer einzurichten, wo die „Norddeutsche Allgemeine“ und „Kreuz-Zeitung“ ausliegen? Es wäre doch besser, man machte nicht so viele Abzüge und ließe die Arbeiter ihre gemeinnützigen Veranstaltungen sich selber einrichten. Sie wissen doch offenbar selbst am besten, was für sie gemeinnützlich ist.

So hat die Regierung das Verhältnis zwischen Unternehmer und Arbeiter „geregelt“. Von der Lohnhöhe ist

Feuilleton.

Der Erbe.

Roman von Friedrich Gerstäcker.

Es ist eine traurige Thatsache in der Welt, daß eine einzige Zunge oft so viel Unheil anrichten kann. Wenn wir armen, kurzfristigen Menschenkinder nur überhaupt immer müßten, was uns zum Unheil oder zum Heil gereicht! Manches halten wir für ein Glück, was sich in späterer Zeit als unsern größten Fluch herausstellt, und dann sehen wir den Himmel nur mit schwarzen, drohenden Wolken umhogen, wenn dahinter schon die helle, freundliche Sonne lacht und nur auf den Moment wartet, wo sie das düstere Gewölk durchbrechen und unseren Pfad mit ihren lieben Strahlen erhellen soll.

„Ach, liebe Frau Meisterin,“ sagte die kleine, förmlich eingetrocknete Frau, indem sie wie ein Wiesel vor Thür her-einschlüpfte, das Schloß eindrückte und sich dann gleich auf eine dort stehende Fußbank niederlauerete, „erschrecken Sie nur nicht; aber erfahren müssen Sie es ja doch einmal, und das Unglück, ach Du liebes Gottchen, das Unglück!“ Und die Schneidersfrau zog ihre Schürze über's Gesicht und schluchzte laut.

„Hören Sie einmal, Frau Bollert,“ sagte die Frau Baumann, „wenn Sie mir etwas Bestimmtes mitzuteilen haben, so thun Sie es; aber schneiden Sie mir das Herz nicht nacheinander in kleinen Stücken ab. Mir ist so angst und weh genug zu Sinn, machen Sie's nicht noch ärger, und was ich erfahren muß, je eher, desto besser, denn die Ungewißheit nimmt einem sonst noch das bischen Verstand mit fort.“

„Ach, das Fräulein, das Fräulein,“ sagte die arme kleine Frau, „nein, daß er auch so 'was nur thun konnte, daß er auch so 'was nur thun konnte — und so braver Leuten Kind, so braver Leuten Kind!“

„Aber Sie glauben doch nicht etwa, daß mein Fritz die

furchtbare That begangen haben kann, Meisterin?“ rief die Frau Baumann wirklich halb außer sich.

„Aber er hat's ja schon gestanden,“ sagte die kleine Frau wieder, „es hat's ja schon gestanden; die ganze Stadt weiß es ja, und das Fränzchen kam vorhin noch ganz besonders zu uns herüber, um uns das schreckliche Geschichtchen zu erzählen. Ach du lieber Gott, du lieber Gott, und übermorgen, noch dazu an einem Feiertag, soll ihm das Köpfchen heruntergeschlagen werden.“

„Bollert!“ stöhnte die Meisterin, indem sie von ihrem Stuhl aufsprang und ihr Herz mit beiden Händen faßte, „treibt Ihr auch noch Euren Spott mit mir?“ Aber der Verdacht war gewiß unbegründet, denn die kleine Frau weinte selber so bitterlich, als ob ihr das eigene Herz darüber brechen sollte.

Des Schloßers Frau stand starr und unbeweglich neben ihr; das Anliß war ihr todtenfahl geworden, ihre Glieder zitterten, ihr Auge haßte sie stier und gläsern an der Unglücksbotin. Endlich sagte sie mit leiser, heiserer Stimme: „Aber es kann ja gar nicht sein, Bollert; wenn der Fritz wirklich die schreckliche That verübt hat — und es müßte das in der Verzweiflung geschehen sein, denn an dem Tage war er seiner Sinne kaum mächtig — wenn er den Juden wirklich geschlagen hat, so ist es im Jörn, in der furchtbaren Aufregung geschehen. Wer weiß auch, wie ihn der Mann gereizt, ob er ihn nicht gar vielleicht seines Unglücks wegen verspottet hat, daß der Fritz gegen ihn die Hand gehoben, und dann — dann können und dürfen sie ihn doch nicht am Leben strafen. Es ist nicht möglich! Denken Sie nur, Bollert, wie vor noch gar nicht so langer Zeit jener Offizier den Mann erstochen hatte, und der war nur vom Wein aufgeregter gewesen, da bekam er zwei Jahre Festungsstrafe, wurde aber nach dem ersten Jahre schon begnadigt und kam wieder frei. Sie können und werden doch meinen Fritz nicht ärger strafen als jemanden, der eine solche That im Trunk verübt?“

„Ja, aber liebe, beste Frau Baumannchen,“ winselte die kleine Frau hinter ihrer nachgeweinten Schürze vor, „das war doch auch ganz was Anderes; das war ja doch auch ein Gräfschen, das den armen Menschen erstochen

hatte, ein ganz vornehmes Gräfschen, und sein Vater war Ministerchen oder sonst so 'was. Ja, wenn das Fränzchen ein vornehmes Gräfschen oder ein Barönschen wäre und sein Vater kein Schloßerchen, dann könnten Sie Recht haben, und er läme vielleicht ein Jährchen oder so in die Festung, und nachher wäre das Geschichtchen aus und würde kein Wörtchen mehr darum gesprochen. Aber so, ach Du mein liebes Himmelchen, wenn sie dem Herzen von einem Menschen das Köpfchen herunter-schlagen!“

Die Frau Baumann hörte gar nicht mehr, was sie zuletzt sagte, und wie von einem neuen und plötzlichen Gedanken ergriffen, starrte sie die Schneidersfrau mit einem Blick an, daß diese jedenfalls darüber zu Tode erschrocken wäre, wenn sie nur hätte vor lauter Schluchzen aus den Augen sehen können.

„Und Ihr glaubt, Bollert, daß er frei käme, wenn es ein Baron oder Graf wäre?“ sagte sie mit heiserer fast tonloser Stimme.

„Ach, gewiß glaub' ich's,“ wimmerte die kleine Frau; „und die Pomeier war auch heute Morgen bei mir, und wir haben darüber gesprochen, und der ihr Männchen hatte dasselbe gesagt, und der versteht es, denn er ist Bote bei dem Gerichtchen und hat immer die Aktenstücke von einem der Herren zum andern zu tragen. Aber ein Handwerkerchen, ach, das ist ja gar nichts! Deren giebt's die Hülle und Fülle, und so ein armes Schloßerchen oder Schneiderchen, oder was es auch sonst ist, mit dem machen sie keine Umstände und lassen dem Geseßchen seinen Lauf.“

„Ja, ja,“ nickte die Schloßersfrau, „es ist wahr; wir sollen alle vor den Geseßchen gleich sein, so steht's in den Büchern und so sagen's die Leute. Aber es ist nicht so: den Vornehmen lassen sie eine Hintertür offen, und die schlüpfen durch, und mit den Armen und Gedrückten füllen sie ihre Zuchthäuser und Gefängnisse — und wer verdient mehr Strafe, wenn er ein Verbrechen begeht, der Reiche und Vornehme, der alles, was er braucht, im Ueberfluß hat und im Ueberfluß braucht, oder der Arme und Gedrückte, den oft Noth und Verzweiflung dazu treiben?“

„Aber wir machen's nicht besser, Frau Baumannchen,“

nichts gesagt; wenigstens haben wir nichts darüber gefunden. Vielleicht ist's auch besser so.

Dies Bildchen „praktischer Sozialpolitik“ ist eine vortreffliche Charakteristik der staatssozialistischen Bestrebungen, wie sie im Gehirn mancher Geheimräthe zu Hause sind. Wir danken bestens.

Politische Uebersicht.

Kaiser Friedrich III. ist am Sonntag Abend in Charlottenburg angekommen. Die freisinnigen Kreise bekannlich schon seit langer Zeit die überschwänglichsten Hoffnungen an die Person des neuen Herrschers, einzelne Blätter des deutschen Freisinn spielen sich schon förmlich als Regierungsorgane auf. Die „Freisinn. Ztg.“ rechnet bereits mit der Möglichkeit einer Reichstagsauflösung und rath ihren Parteigenossen, überall mit der Bildung von freisinnigen Wahlvereinen vorzugehen. Es dürfte sich auch für die sozialistische Arbeiterpartei dringend empfehlen, an die Fällung der Adress für eine eventuelle Wahlschlacht zu denken und bei Zeiten die Vorbereitungen für eine Mobilisirung der Partei zum Wahllampf zu treffen. Von der großen Wichtigkeit, die gerade jetzt vorgenommene Neuwahlen für die Entwicklung der politischen Verhältnisse Deutschlands haben müßten, ist es nicht nöthig, ausführlich zu reden, weil dieselbe auf der Hand liegt.

Der Boulanger-Kultus ist und bleibt das Stiefkind unserer Chauvinisten und Franzosenfreier, von denen man freilich denken sollte, sie hätten jetzt wichtigeres zu thun. Wir haben nicht Lust, uns hier mit Herrn Boulanger zu beschäftigen; und wir haben auch keine Lust, die Gründe zu erörtern, aus denen unsere Chauvinisten und Franzosenfreier sich mit Herrn Boulanger beschäftigen. Wir wollen unseren Chauvinisten und Franzosenfreier nur sagen, daß gerade sie das wenigste Recht haben, über den Boulanger-Kultus zu standalisieren, und zwar nach dem bekannten biblischen Sprichwort vom Splitter und vom Balken. Das Häßliche und Verwerfliche am Boulanger-Kultus — sei er nun Dichtung oder Wahrheit — ist, daß Gögendienst mit einer Person getrieben wird. Ein solcher Gögendienst ist vernunftwidrig, unmännlich und — undemokratisch. Wer da weiß, daß die politische und soziale Entwicklung nicht von der Laune und dem Willen eines Individuums abhängt, kann sich vor einem menschlichen Gögen nicht beugen. Wer Mannesstolz und das Bewußtsein seiner Menschenwürde hat, muß den verachten, der sich vor einem menschlichen Gögen beugt. Und wer ein Demokrat ist, der zertrümmert die menschlichen Gögen wo und wie er es kann. Wir glauben die Gesetze der historischen Entwicklung zu kennen, soweit sie bekannt sind; wir glauben Mannesstolz zu besitzen; und da die Sozialdemokratie konsequente Demokratie ist, so find wir auch Demokraten. Wir sind also nach allen Richtungen Gegner des Boulangerkultus, wie eines jeden anderen Personenkultus. Allein wie steht es mit unseren Herren Chauvinisten und Franzosenfreier? Sie glauben nicht an die historischen Entwicklungsgesetze, sondern an die Wunderkraft einzelner Wundermenschen, welche die Weltgeschichte machen. Sie haben keinen Mannesstolz, sondern nur Bedienstentstolz, der im Bouschritt seine höchste Befriedigung findet. Und endlich sie sind keine Demokraten, sondern das diametrale Gegenteil: Anbeter der Gewalt, Anbeter der Gewalttherrschaft. Kurz, sie stehen ganz auf dem Boden des Personenkultus. Weit entfernt, ihnen zu widerstreben, ist der Personenkultus ihr eigentliches Lebenselement und wird von ihnen in einem Umfange geübt, verglichen mit dem das Bischen Boulangerkultus drüben in Frankreich als reines Nichts erscheint. Wünschen die Herren, daß wir deutlicher werden?

Die „Nationalistische Korrespondenz“ spricht sich in Sachen des bürgerlichen Gesetzbuchs dahin aus, daß an sich gegen eine Kritik desselben nichts einzuwenden sei; denn um der uneingeschränkten Beurtheilung Raum zu geben, sei dasselbe jetzt bereits veröffentlicht worden. Die Absicht dabei sei eben gewesen, die Bedenken und Einwendungen der öffentlichen Kritik hervorzuheben, um dieselben, soweit sie begründet seien, noch berücksichtigen zu können, bevor der Entwurf zur Vorlegung an die gesetzgebenden Instanzen endgültig festgestellt werde. „Wein aber“, fährt die „Nat. Kor.“ wörtlich fort, — was in der deutschen Juristenwelt allerdings nicht überraschen kann — auch schlechthweg abschreckende Urtheile über den Entwurf laut werden, so muß denselben von vornherein mit aller Entschiedenheit entgegengetreten werden. Der Entwurf, wie er liegt, bietet unter allen Umständen eine brauchbare Grundlage, um zu einem gemeinsamen Zivilrecht für das Deutsche Reich zu gelangen. Und das Bedürfnis des deutschen Volkes nach dieser Rechtseinheit ist ein so tief empfundenes, ein so dringendes und unwiderwärtliches, daß die Befriedigung desselben an einer übertriebenen juristischen Kritik unmöglich scheitern kann. Noch mehr als seiner Zeit bei dem Gerichtsverfassungsgesetz und den Prozeßordnungen werden sich die doctrinären Gegensätze ihrer Resignation auflegen müssen, wenn man überhaupt zu einem praktischen Ergebnis kommen will. Und daß man zu einem solchen komme, ist eine unausweichliche Nothwendigkeit. Die

Zeit, bis zu welcher die Rechtseinheit erreicht sein wird, ist ohnehin auch beim günstigen Verlaufe noch recht lang bemessen. Die Kommission ist zur Zeit mit der Ausarbeitung der Einführungs-gesetze beschäftigt. Bis zur Fertigstellung dieser Arbeit wird ein Jahr vergehen. Alsdann wird man wieder eine längere Zeit verstreichen lassen müssen, bevor man das Ganze einer zweiten Lesung unterziehen kann. Und erst nach Beendigung dieser zweiten Lesung wird das gewaltige Gesetzgebungswerk dem Bundesrathe zugehen. So rechnet man, daß vier Jahre vergehen werden, bevor der Entwurf dem Reichstage unterbreitet werden kann. Unter diesen Umständen liegt auf der Hand, daß sehr viel Selbstbeschränkung und guter Wille geübt werden muß, wenn die große Aufgabe nicht ins Unabsehbare hinausgezogen werden soll. — Die „N. N. Z.“ schließt sich diesen Ausführungen offenbar an, indem sie dieselben ohne Kommentar wiedergibt.

Herr Max Hirsch über die Fachvereine. Aus Weiskensfeld wird gemeldet: Am vorigen Montag Abend fand hier in „Bade“ eine öffentliche Versammlung statt, in welcher das Verhältnis der Gewerksvereine zu den Fachvereinen erörtert werden sollte. Herr Dr. Max Hirsch aus Berlin erklärte, daß hier der einzige Fall vorgekommen sei, daß an einem für Bauhandwerker gegründeten Fachvereine auch Mitglieder des Gewerksvereins Theil genommen hätten. Das aber sei in keinem Falle zulässig. Scheinbar sei zwar der Zweck beider Vereine derselbe, da auch die Fachvereine nach ihren Statuten die sittliche und materielle Hebung des Arbeiters erstreben, allein der Weg zu diesem Ziele sei ein sehr verschiedener. Die Gewerksvereine verurtheilen zwar die Streiks nicht, aber sie suchen dieselben zu vermeiden und zu einer Verständigung mit den Arbeitgebern zu gelangen. Die Fachvereine dagegen verwickeln unaufhörlich den Gegensatz zwischen Arbeitgeber und Arbeitnehmer, machen die Streiks zu ihrem Hauptziele, hätten nur geringe Erfolge aufzuweisen und wären nur der Deckmantel für ganz andere Bestrebungen.

Die pommerischen Arbeiter und der Polizeipräsident v. Köller. Aus dem Wahlkreise Greifenberg-Kamin wird der „Freis. Ztg.“ über nachstehendes Vorkommniß berichtet. Polizeipräsident v. Köller begab sich auf seiner jüngsten Wahl- und Wahlreise auch von Kamin nach den Nachbarstädten, um dort seinen Einfluß behufs der Wahl zu Gunsten des Bruders geltend zu machen. Auf einer solchen Fahrt traf er auf der Chaussee 100 Arbeiter, welche damit beschäftigt waren, die Chaussee vom Schnee zu säubern. Flugs stieg Herr v. Köller vom Schlitten und hielt, natürlich ohne vorher eingeholte polizeiliche Erlaubniß für diese Versammlung, „unter freiem Himmel“ den zusammengerufenen Arbeitern eine Standrede. Polizeipräsident v. Köller ermahnte am Schluß dieser Rede die Arbeiter, ja alleammt zur Stichwahl zu gehen und seinen Bruder, den Herrn Major v. Köller auf Hoff zu wählen. Zum Schluß rief er: „Habt ihr auch alle Stimmzettel?“ Darauf antwortete einer der Arbeiter: „Ne, ist hew noch leeren.“ Da reichte ihm der Herr Polizeipräsident einen Bettel mit den Worten: „Hier ist ein Bettel.“ Der Arbeiter tritt zum Schlitten, zieht den Zettel an und sagt: „Ne, deen will ich nich, hab'n sei leeren von den'n Stettiner?“ Unwillig erwidert Herr v. Köller: „Ihr müßt nicht undankbar sein. Wir Konservativen beschäftigen euch doch hier und lassen euch was verdienen.“ „Ne“, sagt der Arbeiter, „det is nich woer, der leiw Gott löst uns dit verdienen, dei hatt' et schneen laten.“ Nach dieser Antwort suchte Polizeipräsident v. Köller unter Hurrufen den ihm nachschauenden Arbeiter das Weite. — Vielleicht wird auch einmal der Tag kommen, wo auch bei den hinterpommerischen Arbeitern nicht mehr der „leiw Gott“ den Ausschlag bei der Stimmabgabe abgibt.

Das allgemeine Ehrenzeichen, welches auf Antrag des Staatsministers von Büttner die Herren Napotra und Jbring-Mahlow als kantonale Genugthuung erhielten, haben vier preussische Lehrer, welche die gleiche Auszeichnung empfangen sollten, nämlich die Herren Kubing, Bromberg, Wirtion-Gumbinnen, Jeschke-Schwibus und Wiehle-Brieg, dankend abgelehnt.

Der Luxus der herrschenden Klassen. Soll ich den Flux der Nation in meinen Haaren tragen? Diese Worte legt Schiller jenem Opfer despotischer Laune und ungezügelter Leidenschaft in den Mund, das selbst in seinem Verfall noch ein menschlich fühlendes Herz bewahrt hat. Die Favoritin des Fürsten weigerte sich dies zu thun und verschmähte die ihr als Ersatz für die verlorene Ehre und Gemüthsruhe vom Fürsten überreichlichen funkelnden Diamanten. Die fashionablen Ladies der Bourgeoisie sind lange nicht so strupulös. Nicht nur säubren sie sich nicht, den Flux der Nation in ihren meist falschen Haaren zu tragen, sondern sie binden denselben sogar an ihre — Waden. Die Zeitungen berichteten kürzlich, daß ein New-Yorker Weibsbild Strumpfbänder aus gediegenem Gold mit Diamanten besetzt sich anfertigen ließ, die 2000 Dollars kosteten. Wenn die also ihre Waden bilden läßt, dann ist's nur von wegen der losbaren Strumpfbänder. Hoffentlich wird nicht nächstens etwa ein von ihnen weichen (oder weichen!) Umarmungen noch berauschter Liebhaber diese Bänder als theure Liebespfänder halb aus Versehen, halb aus Begeisterung in seinen Hofentaschen verschwinden lassen!

klagte die Kleine; „wir ändern die Welt nicht, und dürfen noch nicht einmal ein Rudchen thun, sonst werden wir ebenfalls eingesteckt.“

„Ja, wenn es ein Graf oder Baron wäre,“ sagte die Schlossersfrau, noch immer vor sich hinstierend.

„Aber er ist es nicht,“ winselte die Kleine; „das Fränzchen ist ja nur ein Mechanikus, und noch ein ganz junges, und wenn's auch nur ein Jude war, den es todgeschlagen hat, jetzt hegen sie alle dahinterher, bis sie ihn unten haben. Oh, mein Männchen sollten Sie darüber reden hören, Frau Nachbarin, der kann's! Die Mädchen stehen einem zu Berge, wenn er davon spricht, daß alle die Kaiserchen und Fürstchen sterben müßten, und das Völkchen allein zu sagen hätte, was es will. Aber er thut es nur immer, wenn wir allein mit einander sind, denn sie haben ihn schon einmal deswegen eingesteckt. Ja wahrhaftig, 's ist wahr,“ setzte sie hinzu, als die Frau sie mit ihrem stieren Blick wie fragend anschaute; „sechs Wöchelchen hat er brummen müssen bei Wasser und Rübensuppe. Ach, und wie er wieder herauskam, war er so dünn geworden, man hätte ihn durch ein Nadelöhr fädeln können!“

„Und wer hat Euch gesagt, Nachbarin, daß der Fritz am Freitag schon hingerichtet werden soll?“

„Wer? das Fränzchen; express ist es zu uns herübergelaufen gekommen. Und der Herr Staatsanwalt Witte hat sich die größte Mühe gegeben, um ihn frei zu bekommen, und gleich von Anfang an versprochen, daß er seine Partei nehmen wollte; aber wenn das Fränzchen nun gestanden hat, da ist freilich alles vorbei.“

„Der Staatsanwalt Witte hat seine Partei genommen?“

„Ja, gewiß; das Fränzchen war ja an dem Abend dabei in der Zubengasse, wo sie das Salomonchen im Laden fanden, und hat's mit seinen eigenen Dehrchen gehört.“

„Der Staatsanwalt Witte?“ wiederholte die Frau kopfschüttelnd.

„Das ist ein braver, rechtlicher Mann,“ bestätigte die Schneidersfrau, „und wenn ein armes Teufelchen zu ihm kommt, dem jemand unrecht thun will, da springt er mit beiden Füßen in die Sache hinein, und ruht nicht, bis er

ihn frei gemacht, und nimmt nachher auch noch nicht einmal ein Gröschchen Geld dafür.“

„Der Staatsanwalt Witte?“ murmelte die Schlossersfrau noch einmal.

„Ja, und wie hat er sich neulich der Frau Müller aus Vollmers angenommen,“ fuhr die redselige Kleine Schneidersfrau fort. „Sie war noch bei uns, ehe sie wieder nach Vollmers hinausfuhr, und hat uns das ganze Geschichten erzählt. Da war ein Majorchen und ein Mädchen zu ihr gekommen, lauter vornehme Leuten mit großen Titeln, und hatten sie in ihrem eigenen Hause schlecht gemacht und ihr einen Kindertausch bei Wendelsheim draußen und Gott weiß was alles vorgehalten. Aber sie ging an die rechte Schmiede. Der Staatsanwalt hat ihr gesagt, daß sie sich nicht vor den Leuten zu fürchten brauchte; Abbitte müßten sie thun vor den Gerichten oder Beweissen bringen; und nun will er sie vorfragen, und das wird ein schöner Skandal im Städtchen werden, wenn so ein paar große Herrchen gefordert werden und Beweissen bringen sollen — Herr Du mein Gottchen,“ unterbrach sich aber die Frau plötzlich, als sie zufällig aus dem Fenster sah und den zurückkehrenden Baumann bemerkte, „da kommt das Schlossermeisterchen wieder, und wenn der mich hier findet, drückt er mich armes Weibchen todt. Er kann mich so nicht leiden, und hat mir verboten, daß ich wieder herüberkomme.“

„Ja,“ nickte die Frau still vor sich hin, „sie werden die Beweisse bringen — aber zu spät, zu spät! Heute ist Mittwoch — übermorgen, oh mein Gott, mein Gott!“

„Nachbarin, ich rutsche durch die Küche auf das Höfchen,“ sagte die Frau, die in dem Augenblick noch um sechs Zoll kleiner und schwächer schien; „wenn er mich findet, giebt's ein Unglück!“

Und ohne eine weitere Erlaubniß abzuwarten, fuhr sie durch die Dimerthür in die Küche hinein und verschwand dort in demselben Augenblick, als Baumann seinen Hut noch auf dem Kopf und mit finster zusammengelegten Brauen in's Zimmer trat. Sie hatte in der That Recht gehabt, ihm in dieser Stimmung aus dem Weg zu gehen; freundlich wäre sie keinesfalls von ihm empfangen worden.

„Wieder nichts!“ sagte er, als er selbst ohne Gruß an seiner Frau vorüberging und an's Fenster trat. „Es ist rein um verrückt zu werden, daß sie Einem nicht einmal erlauben wollen, ihn nur zu sehen oder zu sprechen, und dabei erzählt sich das wahnsinnige Volk in der Stadt schon die tollsten und albernsten Geschichten!“

Seine Frau war im Zimmer; er hatte sie gesehen, als er an ihr vorüberging. Aber sie erwiderte kein Wort, richtete keine Frage an ihn, und mehr erstaunt als beunruhigt über dieses Schweigen, drehte er sich nach ihr um.

Seine Frau stand mitten im Zimmer; aber ihr Blick begegnete dem feigen und hing mit unendlicher Liebe, aber auch einem unsagbaren Schmerz an ihm, so daß er sie ganz verwundert deshalb anstarrte.

„Nun,“ sagte er endlich erstaunt, „was hast Du denn, Alte? Du siehst mich ja so merkwürdig an. Ist etwas was gefallen?“

„Gottfried,“ flüsterte die Frau mehr als sie sprach ging auf ihn zu und lehnte langsam ihr Haupt an seinen Brust, „Gottfried, mein braver, braver Gottfried, ich danke Dir für alles Liebe und Gute, das Du mir gethan, seit ich so glücklich wurde, Dein Weib zu werden; ich danke Dir dafür viel tausend- und tausendmal, und möge Dich der Himmel dafür segnen!“

„Aber was hast Du nur?“ sagte der Schlossermeister fast wie verlegen. „Was soll denn all' die Feiertlichkeit? Und mit Bedanken? Ei, da glaub' ich, hat Einer von uns gerade so viel Ursache als der Andere.“

„Nein, Gottfried,“ flüsterte die Frau wieder, „nein; Du weißt es nicht, und ich kann's Dir auch jetzt nicht sagen. Aber Du wirst's bald erfahren — bald, vielleicht heute noch, und dann — dann sei mir ja nicht böse — den! nicht, daß ich schlecht war, Gottfried, den! es nicht, daß ich bin's nie gewesen! Nur übergroße, thörichte Liebe hat mich dazu getrieben. Wenn es mich aber auch die langen Jahre gepeinigt und gequält und ich größere Strafe durch erlitten habe, als wenn sie mir die Glieder mit Ketten zusammengeschnürt hätten, an Dir hab' ich doch gekniffen, an Dir und an ihm, und alles, was jetzt in meinen Kräftchen steht, ist, das zu sühnen.“

Ueber die am 13. d. M. ablaufende Wehrpflicht im Tabakfabrikwesen herrscht im Publikum trotz der vielfachen Bekanntmachungen etc., wie uns Juchaczewski 72,05 Nr. 1 beweisen, immer noch große Unklarheit. Wir bemerken deshalb, daß lediglich die im Jahre 1850 und später geborenen Personen welche nach abgeleiteter gesetzlicher Dienstpflicht im stehenden Heere und in der Landwehr (bzw. in der Flotte und Seewehr) oder als geübte Ersatzrekruten nach Ablauf der Ersatzpflicht bereits zum Landsturm entlassen waren, zur Anmeldung verpflichtet sind. Die Landsturmpflichtigen, soweit solche nach obigem zur Landwehr zurücktreten, sind keiner Kontrolle unterworfen.

In Betätigung der Meldung, daß auf der Spandauer Wehrfabrik Arbeiterentlassungen bevorstünden, weil die weitere Fabrikation des jetzt in Arbeit befindlichen Repetirgewehrs eingestellt werden soll, wird der „Post. Ztg.“ aus Spandau vom 8. März geschrieben: „Die Herstellung des neuen Gewehrs mit kleinem Kaliber ist dem Vernehmen nach nunmehr genehmigt. Gestern hat hier in der Wehrfabrik der Besch. ein, daß die bisherige Fabrikation des Nagasingewehrs auf das möglichste geringste Maß zu beschränken sei. In einer Konferenz, welche der Inspektor mit den Meistern abhielt, wurden diese Dinge aufmerksam gemacht, daß 600 bis 1000 Arbeiter schon in den nächsten Tagen gekündigt werden müßten. Die Vorarbeiten bezw. Neueinrichtungen für die Anfertigung des neuen Gewehrs dürften noch 3 bis 4 Monate in Anspruch nehmen. Das Reich schließt mit dem neuen Gewehr hat unter Leitung des Meist. Kühn vom großen Generalstabe hier stattgefunden. Es ist Holz, nach Panzern, die mit Zeug, Pferdefleisch u. a. gewaschen waren, geschossen worden. In den übrigen hiesigen staatlichen Fabriken geht der Betrieb flott. Wegen der verlängerten Arbeitszeit in der Artilleriewerkstatt und in der Eisenhüttenfabrik mit der Betriebsverwaltung der Hamburger Eisenbahn ein kommen getroffen und wird eine ganze Anzahl von Arbeitern mit dem Abends 8 Uhr 56 Minuten von hier abgehenden Postzuge in Wagen 4. Klasse befördert.“ — Dagegen meldet die „Anz. f. d. Hav.“, daß die Arbeiterentlassungen erfolgen, die erforderliche Zahl von Repetirgewehren fertig gestellt ist. Der Betrieb der Wehrfabrik soll wieder auf das frühere normale Maß beschränkt werden. Von Vorbereitungen zur Anfertigung eines neuen Kleinkalibrigen Gewehrs sei nichts bekannt. Ebenso seien die Gerüchte über eine beabsichtigte Erweiterung der Fabrik unbegründet.

Nach den in dritter Staatsberatung des Reichstages gefaßten Beschlüssen beträgt die Gesamtausgabe des Reichs für 1888-89 1 207 778 084 M. An Matrifularbeiträgen haben nach der Schlusszusammenstellung für dasselbe Etatsjahr aufzubringen: Preußen 113 658 088 M. (im Jahre 1887-88 100 580 169 M.), Bayern 27 153 501 M. (31 423 821 M.), Sachsen 12 765 724 M. (11 263 341 M.), Württemberg 10 080 971 (11 471 096 M.), Elsaß-Lothringen 7 118 732 M. (6 459 414 M.). Weniger als im Vorjahre haben an Matrifularbeiträgen aufzubringen die Staaten Bayern, Württemberg und Baden. Für alle Bundesstaaten zusammen begiffen sich die Beiträge auf 197 218 213 M., während sie pro 1887-88 186 937 315 M. betragen.

„Unzufriedene Elemente.“ Die „Leipziger Zeitung“, das amtliche Organ der sächsischen Regierung, bringt in seiner Nummer vom 10. d. Mts. — also vom Tage nach dem Tode des Kaiser Wilhelm, einen sonderbar pessimistisch gefärbten Artikel über den Thronwechsel. Es wird darin u. a. die Absicht ausgesprochen, „unzufriedene Elemente“ würden offen hervorragen. Wir glauben, die „Leipziger Zeitung“ ruhigen zu können. Die „unzufriedenen Elemente“ sind ebenjo gut bekannt, wie der „Leipziger Zeitung“, welche dieselben freilich sehr gut kennt. Und wir begreifen auch sehr wohl, daß es selbst für einen Prediger der „christlichen Liebe“ kein Anzügliches ist, wenn sein Treiben als „Schmach des Jahrhunderts“ gebrandmarkt wird. Aber trotzdem können wir der „Leipziger Zeitung“ unseren journalistischen Ruf dafür verbürgen, daß „kommende Mann“, so lange das jetzige Regiment dauert, die Kourage haben wird, offen hervorzutreten. Am Gegenstand — er wird die Welt, für welche er noch existirt, durch seine bescheidene Zurückgezogenheit in Erfahrung versetzen. Wir freuen uns, unseren Stöcker und seine Mitsünder.

Das neueste Monatsheft zur Statistik des Deutschen Reichs enthält umfangreiche Tabellen über den Tabakbau, die Vesteuerung des Tabaks, die Ein- und Ausfuhr von Tabak und Tabakfabrikaten, sowie den Ertrag der Tabakabgaben im deutschen Zollgebiet während des Erntejahres 1886-87. Danach hat der Tabakbau im Jahre 1886-87 gegen das Vorjahr ein wenig zugenommen, indem 19 843 Hektar bebaut waren gegen 19 529 im Jahre 1885-86. In dem Hauptproduktionsgebiete, der Pfalz, ist allerdings ein weiterer erheblicher Schritt zu verzeichnen, da die mit Tabak beplante Fläche die 1881-82 10 649 Hektar und 1885-86 noch 8837, im Jahre 1885-86 auf 7482 und 1886-87 auf 6867 Hektar zurückgegangen ist; dagegen hat der Anbau in der Unter- und Oberpfalz nicht unbeträchtlich zugenommen; er umfaßt hier 3295 Hektar gegen 3003 und 2669 in den beiden Vorjahren. Die Ernte war mit 38 585 Tonnen (a 1000 kg.)

„Wieder nichts!“ sagte er, als er selbst ohne Gruß an seiner Frau vorüberging und an's Fenster trat. „Es ist rein um verrückt zu werden, daß sie Einem nicht einmal erlauben wollen, ihn nur zu sehen oder zu sprechen, und dabei erzählt sich das wahnsinnige Volk in der Stadt schon die tollsten und albernsten Geschichten!“

Seine Frau war im Zimmer; er hatte sie gesehen, als er an ihr vorüberging. Aber sie erwiderte kein Wort, richtete keine Frage an ihn, und mehr erstaunt als beunruhigt über dieses Schweigen, drehte er sich nach ihr um.

Seine Frau stand mitten im Zimmer; aber ihr Blick begegnete dem feigen und hing mit unendlicher Liebe, aber auch einem unsagbaren Schmerz an ihm, so daß er sie ganz verwundert deshalb anstarrte.

„Nun,“ sagte er endlich erstaunt, „was hast Du denn, Alte? Du siehst mich ja so merkwürdig an. Ist etwas was gefallen?“

„Gottfried,“ flüsterte die Frau mehr als sie sprach ging auf ihn zu und lehnte langsam ihr Haupt an seinen Brust, „Gottfried, mein braver, braver Gottfried, ich danke Dir für alles Liebe und Gute, das Du mir gethan, seit ich so glücklich wurde, Dein Weib zu werden; ich danke Dir dafür viel tausend- und tausendmal, und möge Dich der Himmel dafür segnen!“

„Aber was hast Du nur?“ sagte der Schlossermeister fast wie verlegen. „Was soll denn all' die Feiertlichkeit? Und mit Bedanken? Ei, da glaub' ich, hat Einer von uns gerade so viel Ursache als der Andere.“

„Nein, Gottfried,“ flüsterte die Frau wieder, „nein; Du weißt es nicht, und ich kann's Dir auch jetzt nicht sagen. Aber Du wirst's bald erfahren — bald, vielleicht heute noch, und dann — dann sei mir ja nicht böse — den! nicht, daß ich schlecht war, Gottfried, den! es nicht, daß ich bin's nie gewesen! Nur übergroße, thörichte Liebe hat mich dazu getrieben. Wenn es mich aber auch die langen Jahre gepeinigt und gequält und ich größere Strafe durch erlitten habe, als wenn sie mir die Glieder mit Ketten zusammengeschnürt hätten, an Dir hab' ich doch gekniffen, an Dir und an ihm, und alles, was jetzt in meinen Kräftchen steht, ist, das zu sühnen.“

Tabakfabrikation... die 100... 72,05 Nr. 1... die P... der B... Brand... Der... 000 M... gegen... Tabakfabri... der 1... 42... 42... von 1,0... Vorjahre... 1870 du... hatte, f... 84 kg... 71 und v... Pressen... hat in... die Namen... belan... aus... Verfahr... berid... gewiegt... zung zu... Verbst... Durchst... und von 8... ungen d... Dresden... schaft v... wirtsch... Ragasi... getetes... demokrati... März 188... wpenfels.

Ueber die... Best. Klou... März an der... es nach w... an, die d... zwischen... herwegen... machie au... Regierung... wand wer... das sieir... so müß... jener r... zungen Zulü... daß der... vorge... nicht... zu be... und a... einen gle... eine Re... über L... wahren, vo... große Ag... wohl be... die Wirk... zwischen... waches... wachen, al... wungen di... wird hier... burger Wi... te in vor... wungen fin... wohnl h... der russische... woren... anuschl...

Ueber die... große Ag... wohl be... die Wirk... zwischen... waches... wachen, al... wungen di... wird hier... burger Wi... te in vor... wungen fin... wohnl h... der russische... woren... anuschl...

Aber, M... den Lu... den Sohe... gar ni... gen Wu... Den hab... die Frau... schen Freu... auf b... gegange... worden... Komm, ... Bauman... wagen, ba... wenn die... hoch scho... nicht ein... es muß... worte... wern... nicht... Gottfrie... die Aufr... und Be... wagen, so... die Schlo... der Tra... wagen ni... aufgesch... in der... daß... nehm... gab... im Aber... werte... einma... geworden...

Tabakfabrikanten fast genau so groß, wie im Vorjahre, indem sie 38 548 Tonnen betragen hatte. Der mittlere Preis für 100 Kilo betrug im Berichtsjahre 78,3 M. gegen 75,6 M. im Vorjahre. Besonders in Baden ist die Aufhebung der Preise erheblich gewesen, während in Preußen eine Herabsetzung von 76,4 auf 74,1 M. stattgefunden hat; in der Provinz Brandenburg ist der Preis von 77,0 auf 70,4 M. zurückgegangen. Der Bruttogeldbetrag der gesamten Ernte nach der Steuer berechnet sich auf 16 464 000 M. gegen 16 000 000 M. im Vorjahre. Es kommen somit auf den Hektar 100 M. gegen 789 M. im Vorjahre. Die Einfuhr von Tabakfabrikaten betrug 432 Tonnen, die Ausfuhr 882 Tonnen; der Werth der Tabake 65,8, der Tabakfabrikate 7,8 Millionen Mark. Der Ertrag der Tabaksteuer betrug sich auf 22 772 M., der Eingangszoll betrug 36 992 303 M.; rechnet man hierzu 550 540 M. Ausfuhrvergütungen ab, so ergibt sich Nettoertrag der Tabaksteuer von 47 534 535 M. gegen 47 373, 42 287 461, 37 003 214 und 32 636 040 M. in den Vorjahren. Auf den Kopf der Bevölkerung entfiel eine Einnahme von 1,02 M. gegen 0,95, 0,92, 0,81 und 0,72 M. in den Vorjahren. Der Verbrauch an fabriktionsreifem Rohtabak im deutschen Zollgebiet wird auf 69 879 Tonnen berechnet gegen 68 000 im Vorjahre, so daß auf den Kopf der Bevölkerung 1,02 M. kommen. Es scheint, als ob der Tabakverbrauch im deutschen Zollgebiet zurückgeht. Nachdem der Verbrauch von 1870 durchschnittlich jährlich 1,32 Kilo auf den Kopf betragen hatte, stieg er im Jahr 1871/72 bis 1875/76 auf 1,32 Kilo, betrug dann von 1876/77 bis 1880/81 jährlich 1,32 Kilo und von 1881/82 bis 1886/87 jährlich 1,41 Kilo.

Dresden, 9. März. Der Arbeiterverein zu Dresden hat in seiner letzten Sitzung beschlossen, von jetzt an den Namen derjenigen Gastwirthe und Restaurateure in den Städten bekannt zu machen, welche Sozialdemokraten aus ihren Lokalen ausgewiesen oder die Hergabe ihrer Räumlichkeiten zur Arbeitervereinsversammlungen verweigert haben. Wie in jener Sitzung berichtet wurde, haben sich einzelne Wirthe neuerdings geweigert, den freien Hilfskräften ihre Räumlichkeiten zur Verfügung zu stellen.

Verbot. Die unterzeichnete Igl. Kreisbauernschaft hat die Druckschrift: „Ansprache.“ Neue Strophen von Karl v. Schöller. (J. Schabert.) auf Grund von § 11 des Reichsgesetzes gegen die gemeingefährlichen Ausübungen der Sozialdemokratie vom 21. Oktober 1878 verboten. Dresden, den 9. März 1888. Igl. Kreisbauernschaft v. Koppensfeld.

Die unterzeichnete Igl. Kreisbauernschaft hat die Druckschrift: „Stum.“ Jülich, 1888. (J. Schabert.) auf Grund von § 11 des Reichsgesetzes gegen die gemeingefährlichen Bestrebungen der Sozialdemokratie vom 21. Oktober 1878 verboten. Dresden, den 9. März 1888. Königlich sächsische Kreisbauernschaft v. Koppensfeld.

Oesterreich-Ungarn.

Ueber die gegenwärtige Gestaltung der Orientfrage schreibt die „West. Lond.“: „Nach der Erklärung, welche die Pforte am 12. März an den bulgarischen Ministerpräsidenten gerichtet hat, ist es nach wie vor möglich, über die formellen Grenzen, die der Stellung des Prinzen Ferdinand anhaften, dieselben zumindest nicht so hoch anzuschlagen, wie man zu erwarten hat. Die Pforte hat sich bereit erklärt, die Anarchie auszuweisen. Wenn es richtig ist, daß die bulgarische Regierung der Pforte zu antworten beabsichtigt, Prinz Ferdinand werde Bulgarien nicht verlassen, da er befürchtet, daß seine Abreise die Anarchie im Lande hervorrufen würde, so würde hierin eine scharfe, nicht unverständliche Zurückweisung jener russischen Behauptungen liegen, daß die gegenwärtigen Zustände in Bulgarien anarchisch seien. Der Umstand, daß dem Fürsten auf dem Throne eines der für seine Vorfahren vorgesehenen verfassungsmäßigen Erbsitze fehlt, giebt nicht das Recht, die Zustände in Bulgarien als anarchisch zu bezeichnen. Gerade der Erfolg jener Aktion aber, die zur Beseitigung des Prinzen Ferdinand eingeleitet, um gleichzeitig für eine regelrechte, friedliche Ablösung eines Regimes durch das andere bedacht zu sein, ist über Bulgarien jenen Zustand der Anarchie heraufzuführen, vor dem gewisse russische Blätter scheinbar eine große Angst bekunden, während sie ihn in Wahrheit wohl herbeisehnen. Wie die Dinge jetzt stehen, ist die Pforte ihre Erklärung abgegeben und nach der Wirkunglosigkeit derselben mit ziemlicher Sicherheit anzunehmen, daß man wohl dieses Kapitel der russischen Politik, welches bekanntermaßen am 14. v. M. seinen Anfang genommen, als nahezu abgeschlossen betrachten. Erhebliche Schwierigkeiten dürften sich aus demselben kaum mehr ergeben. Es wird hier und da von Eröffnungen gesprochen, welche die bulgarische Regierung dem Wiener, Londoner und Römischen Kaiser in voriger Woche gemacht haben soll und derartige Eröffnungen sind nicht einfach zurückzuweisen. Diese Eröffnungen sind wohl hauptsächlich den Zweck gehabt haben, die Mächte, die russischen Aktion aus wohlwollenden Gründen fernhalten waren, zu bestimmen, sich noch nachträglich dieser Aktion anzuschließen und den seitens Russlands gethobenen Schritt

bei der Pforte zu unterstützen. Die Thatsachen haben ergeben, daß dieser Zweck nicht erreicht worden und daß Oesterreich-Ungarn, England und Italien nicht zu bestimmen waren, die einmal gewählte Haltung zu verlassen. Jetzt, da die Pforte bereits gesprochen und die Aktion so gut wie beendigt ist, ist natürlich für weitere Verhandlungen kein Raum und keine Zeit mehr vorhanden und die Staatsmänner der drei genannten Reiche mögen wohl eine berechtigte innere Befriedigung darüber empfinden, daß durch ihr wohlwollendes Widerstreben eine Aktion, die auf weite Ziele angelegt schien und große Gefahren in ihrem Schooße barg, allmählich und ohne Schaden anzurichten im Sande zu verlaufen beginnt.

Balkanländer.

Aus Sofia, 6. März, wird offiziell geschrieben: „Die bulgarische Regierung hat ihren Vertreter in der türkischen Hauptstadt angewiesen, der Pforte auseinanderzusetzen, daß die bulgarische Regierung jede Zumuthung von sich weisen werde, die geeignet wäre, die Ruhe im Lande und die gegenwärtige Ordnung der Dinge daselbst zu stören. Indem die bulgarische Regierung eine derartige Erklärung abgiebt, verbart sie nur auf dem von ihr seit langer Zeit eingenommenen Standpunkte und nimmt daher eine folgerichtige Haltung an, welche dem russischen Ansinnen gegenüber auch als gerechtfertigt erscheint. Die politischen Kreise Bulgariens wenigstens wittern die Absicht, noch einmal eine Störung der Ruhe in Bulgarien zu versuchen, und man ist in denselben Kreisen mehr als je davon überzeugt, daß der einzige Wunsch Russlands darauf hinausläuft, Bulgarien in einem Zustande der Gefolgschaft zu sehen, welcher erstere den Vorwand zur Ausführung des langersehnten Wunsches nach einem militärischen Einschreiten liefern könnte. Sei dem wie immer, so ist doch soviel sicher, daß die Bulgaren durch harte Schicksalsprüfungen dazu gelangt sind, die Winkelzüge und geheimen Absichten ihrer Feinde kennen zu lernen. Sie werden daher, so weit dies von ihnen abhängt, für die strengste Aufrechterhaltung der Ruhe und Ordnung Sorge tragen.“

Die „Pol. Corr.“ schreibt: Meldungen, die uns von der serbisch-türkischen Grenze zugehen, berichten von allerlei Vorgängen in Mittern, speziell im Distrikte von Pristina, die auf die Absicht schließen lassen, von dieser Seite einen Einfall bewaffneter Banden nach Bulgarien zu organisiren. Es sei in der letzten Zeit auffallend viel Geld in die Gegend gesendet worden, und man bringt mit diesem Vorhaben auch die angeführte der in Montenegro herrschenden Hungersnoth und Erwerbslosigkeit sehr auffällige Rückkehr zahlreicher Montenegriner aus Konstantinopel in ihre Heimath in Verbindung.

Soziales und Arbeiterbewegung.

In alle Capaziergehilfen Deutschlands. Hamburg, 11. März 1888. Kollegen! „Die Capaziergehilfen Hamburgs und Altonas befinden sich in einem Lohnkampfe. Wir haben bisher alles Mögliche versucht, uns mit den Prinzipalen zu einigen, bisher aber ohne Erfolg. Auf lautes Bitten hat uns endlich die hiesige Innung einen Lohnantrag zugesandt, welchen der hiesige Fachverein in einer stark besuchten Versammlung erklärte, nicht annehmen zu können, dagegen wurde folgende Resolution angenommen: — „Da die Anerbietungen der Innung auch nicht annähernd den Forderungen der Gehilfen nachkommen, beschließt der Fachverein an seinen Forderungen festzuhalten und Alles aufzubieten, dieselben durchzusetzen.“ — Kollegen, da wir sehen, daß wir ohne Kampf unsere gestellten Forderungen nicht erreichen, so appelliren wir an Euer Kollegialitätsgefühl, denn unser Kampf ist auch der Eurer, und rufen wir Euch zu: „Kollegen, meidet Hamburg!“ — Weiterer Bericht folgt. Etwaige Anfragen in dieser Sache sind zu richten an den ersten Vorsitzenden des Fachvereins Th. Meier, Gr. Rosenstr. 35 in Hamburg.

Zur Beachtung für Eisler. Aus Rostock wird uns berichtet, daß die Eislergehilfen der dortigen Strobelbergerischen Möbelfabrik mit dem Chef der Fabrik in Differenzen gerathen sind wegen zu niedriger Alfordpreise. Es wird gebeten, den Bezug nach Rostock streng fern zu halten.

Leipzig. (Kur Lage der Steinmeyer.) Die Situation ist ernst: der Ausstand dauert unverändert fort. Von Seiten der Meisterei werden alle Mittel aufgeboden, um die Arbeiter zu besorgen. Durch Annonzenschwindel und Entstellungen des Sachverhalts sucht man auswärtige Arbeiter, die mit den hiesigen Verhältnissen gar nicht betraut sind, herbeizuloden. Süddeutschland, Böhmen, die Schweiz u. s. w. wurden von den Meistern bereist und den Steinmeyern plausibel gemacht, daß kein Streik wäre, es würden vielmehr größere Staatsbauten ausgeführt werden und hätten 1000 Steinmeyer 5 Jahre Beschäftigung bei einem Durchschnittslohn von 45—50 M. pro Woche, wo in Wirklichkeit bei der günstigsten Bauperiode höchstens 500 Mann beschäftigt werden und der Durchschnittslohn beträgt noch lange nicht die Hälfte. Eine schwarze Liste von sämtlichen Steinmeyer, die einmal in Leipzig gearbeitet haben, ist in Circulation und haben bereits schon Maßregelungen stattge-

was er konnte, auf die Straße hinaus, um nach dem Arzt zu laufen und diesem gleich selber unterwegs die Krankheits-Symptome anzugeben.

(Fortsetzung folgt.)

Aus Kunst und Leben.

Streichende Farrer. Nach einem Telegramm, das eines der Journale von Rio de Janeiro, „O Paiz“, veröffentlicht, haben die sämtlichen Farrer von Buenos Ayres am 7. Februar eine Erklärung unterzeichnet und bekannt gemacht, daß sie sich weigern, den kirchlichen Dienst ferner zu verrichten, da ihre Einkünfte auf ein Minimum herabgesunken sind. Die Glöden der Kirchen haben aufgehört zu läuten, die Rauchfässer werden nicht mehr geschwungen, und wenn nicht bald Hilfe kommt, so beabsichtigt man, eine „große Einwanderung“ von Geistlichen zu inszeniren. Bereits sind die Farrer auf dem Lande aufgefordert worden, nach der Hauptstadt zu kommen, um dem „Uebelstande“ ein Ende zu bereiten.

Ein eigenthümlicher Prozeß ist kürzlich in New-York zum Austrag gekommen. Als Klägerin erschien eine Frau Guion, der Angeklagte war Herr Wellman, Redakteur des Blattes „Cupid“ und Agent eines Heirathsvermittlungsgeschäftes. Frau Guion verlangte Rückerstattung von 55 Dollars, welche dieser Herr von ihr erhalten hatte. Frau Guion, die sich von ihrem Gatten hatte scheiden lassen, wandte sich an Wellman, um sich einen neuen Lebensgefährten zu verschaffen. Sie zahlte 5 Dollars als erste Gebühr und am 25. Juni weitere 50 Dollars, unter der Bedingung, daß der Agent ihr einen Mann unfehlbar bis zum 17. August verschaffen solle. Wellman that sein Möglichstes für die Venererin, er sandte ihr über zwanzig Freier, aber keiner erfüllte das Ideal, das sich Frau Guion von einem Lebensgefährten gemacht hatte. So ging der 17. August vorbei und die Dame verlangte Rückerstattung ihres Geldes vor dem Richter. Der Agent sprach seine Ueberzeugung aus, daß unter den 25 Männern mehr als ein passender gewesen sei. Der Richter jedoch erklärte, daß das gleichgültig sei, weil das Abkommen gegen das öffentliche Recht verstoße und wies die Klage ab.

funden. Gegen 40 fremde Steinbauer sind auf den Leim gegangen und haben die Arbeit begonnen, doch ist die Zahl gegenüber der der Gemahregelten nur ein Bruchtheil, und können uns dieselben nicht beirren. Die Angelommenen werden per Droschke in Logis gebracht und mit Polizei bewacht. Die Innungsmeister versuchen es, die Arbeit zum Theil mit Nichtsteinnem fertig zu stellen. Uns wollen sie von der Hebung des Handwerks schenken; doch sind ihre Thaten gerade das Gegentheil und müssen auf das schärfste verurtheilt werden. Der Versuch, die Arbeiterorganisation mit Maßregeln zu unterdrücken soll nicht gelingen. Die Zahl der zu unterliegenden Kollegen beträgt noch 151. Viele Verheirathete sind abgereist. Die Handlungsweise der Steinmeyer ist eine korrekte und muß zum Siege gelangen. Wir bitten alle Freunde, den Bezug fernzuhalten und uns zu unterstützen und nicht eher nach Leipzig zu kommen, bis wir den Streik für geschlichtet erklären. Dilse thut noth. Auf Grund der §§ 128 und 129 des Strafgesetzbuches, sowie auf § 153 der Gewerbeordnung sind 28 Kollegen angeklagt und 7 Kollegen seit 8 Wochen verhaftet.

Das kann gut werden. Der Ausschuss des „Vereins für Sozialpolitik“ will die Zustände in der Hausindustrie des bergischen Landes untersuchen lassen. Der spiritus rector dieses Vereins ist Herr Riquel. Mit der Untersuchung wird betraut ein Vertreter der Interessen des süßen Handels, desselben Handels, der aus der intensiven Exploitation der bergischen Hausindustriellen Millionen zieht, der Sekretär der bergischen Handelskammer, Dr. Stegemann in Remscheid. Das Glend in den bergischen Bezirken ist furchtbar; dort ist die Kleinindustrie dabei, die bei Hungerlöhnen Lehrlinge von 14 bis 16 Jahren Tag und Nacht, an Wochen- und Sonntagen an den Schraubstock stellt. Wer's nicht glaubt, der lese die — „Ergebnisse der Erhebungen über die Sonntagsarbeit“, herausgegeben vom Reichsamte des Innern. Aber wo der „Verein für Sozialpolitik“ seine Hände im Spiel hat, da kann es gut werden. — Wie unerschrocken wird da die Wahrheit gemildert werden!

Die Abnahme der Arbeitsgeschicklichkeit unter der Herrschaft des Kapitalismus ist eine bekannte Thatsache. Wo die Maschine die geschickte Arbeit immer mehr verdrängt, wo die rasche Massenerzeugung Grundgesetz der Produktion ist, wo die Arbeiter physisch und geistig durch die wachsende soziale Noth verkommen, da schwindet auch Talent, Kunst, Möglichkeit zur Ausbildung. Die Leipziger Handelskammer bemerkt in ihrem letzten Bericht, daß die künstlerische Ausbildung der Porzellanmaler immer mehr abnehmen muß, weil sie gezwungen sind, durch flüchtige und massenhafte Arbeitsleistung ihren Lebensunterhalt zu verdienen. Und dagegen helfen sämtliche Fachschulen der Welt nichts. Gebt den Arbeitern ein gutes Einkommen und er wird immer tüchtigeres leisten; laßt ihn verkommen, und seine Gewandtheit verkommt mit ihm.

Die Zwirn- und Nähfadensfabrik in Göppingen zahlt 20 pCt. Dividende gegen 15 pCt. im Jahre 1886. Wer die Lage der in der Konfektionsbranche und Wäscheherstellung Deutschlands ausgenühten Arbeiterinnen kennt, wird sich mit uns über diesen schlichten Segen freuen. Die armen Berliner Näherinnen müssen den Zwirn übrigens zu viel höher bezahlen als den Ladenpreisen bezahlen, da ja so und so viel Prozent an den Händen der Direktoren, Ausbeiter u. c. hängen bleiben. Mag aber bei 16tündiger Arbeitszeit solch ein Mädchen bloß Kartoffeln und Brot haben, wie ein Lichtstrahl fällt in die Dämmerung ihres Daseins die Freudenbotschaft: Die armen Aktionäre kriegen 20 pCt.

Im „gemüthlichen“ München wurden im Monat Februar 1890 Personen im Asyl für Obdachlose beherbergt.

Die Augsburgs Rammgarnspinnerei zahlt zwar nur jämmerliche Löhne und wendet ganze Bataillone von Weibern und jugendlichen Arbeitern an, aber den „Besten der Nation“, d. h. den Aktionären, die sich im Schweife ihrer Schweiß-Roupons abschneiden, macht sie ewige Freude. Sie hat, bei einem Aktienkapitale von 2 400 000 M., im abgelaufenen Geschäftsjahre einen Reingewinn von 804 443 M. erzielt und wird deshalb, wie im Vorjahre, die Vertheilung einer Dividende von 12½ pCt. vorschlagen.

In der Jüder-Berufsgenossenschaft betrug im Jahre 1887 nach einer vorläufigen Ermittlung die Zahl aller zur Anmeldung gelangten Unfälle 113 594, die der entschädigten Unfälle 17 142. Wie wohl thut dem Unternehmertum die 13wöchentliche Karenzzeit, dieser Miß der Arbeiterkosten! Im Jahre 1886 beliefen sich die Entschädigungen (Renten u. c.) auf 1 915 366 M., im Jahre 1887 auf 5 829 226 M. Ueber die Verwaltungskosten giebt die „Deutsche Jüder-Industrie“, der wir diese Daten entnehmen, keine Auskunft.

Der Kunkelrüben-Jüder hat einen Konkurrenten gefunden, der ihm gefährlich werden dürfte. In Amerika hat man mit dem Stroh der Jüderhirse (Sorghum) überraschende Erfahrungen gemacht. Aus einer Tonne (1000 Kilo) Sorghumrohr gewann man 100—125 Pfd. Jüder und einige Gallonen Melasse. Der so gewonnene Jüder war erster Qualität, und läßt sich voraussichtlich die Jüderausbeute auf 200 Pfd. pro Tonne steigern. Gegen Sorghumjüder schützt natürlich nur — Einführung des Jüderzolls!!

Vereine und Versammlungen.

Die Vereinigung der Drehsler Deutschlands. Ortsverwaltung Berlin II (Stoßbrücke), hielt am 6. d. M. in den Arminshallen, Kommandantenstraße 20, eine Versammlung ab. Der Kassirer gab einen kurzen Ueberblick über die Kasensverhältnisse; demnach beträgt der Bestand etwa 38 M. Ein genauer Bericht über die Abrechnung soll in der nächsten Versammlung erstattet werden. Herr Hildebrand referirte hierauf über die Ursachen und Folgen des letzten Streiks in der Stoßbrücke. Der Streik bei Ebersdorf sei deshalb ausgebrochen, weil die Firma ihren Arbeitern die Löhne um 6 bis 20 pCt. reduzieren wollte. Durch einmüthiges Zusammenhalten der Arbeiter sei dies indeß verhindert worden. Bei der Firma Gebauer habe es sich um ähnliche Lohnabzüge gehandelt. Der Streik bei dieser Firma sei ein sehr hartnäckiger gewesen. Da gerade die „Lohnarbeiter“ sich nicht an der Arbeitseinstellung beteiligten, weigerte sich die Firma entschieden, die beschiedenen Forderungen der Streikenden zu bewilligen. Diese verloren nach einigen Wochen den Muth, und wer von ihnen wieder angenommen wurde, nahm die Arbeit unter den vom Fabrikanten gestellten Bedingungen wieder auf. 18 Mann, welche Herr Gebauer nicht wieder einstellen wollte, hatten unter den üblen Folgen dieses Streiks zu leiden, indem sie Monate lang arbeitslos waren. Zum Schluß wies Redner auf die bestehende Vereinigung hin und hob hervor, daß nur durch eine starke Organisation der Berufsgenossen die schlechten Lohn- und Arbeitsverhältnisse gebessert werden können. Jeder Stoßarbeiter sei daher in seinem eigenen Interesse moralisch verpflichtet, sich der Vereinigung als Mitglied anzuschließen. Wäre die Nothwendigkeit einer dauernden Organisation schon früher von der Regierung der Fachgenossen erkannt worden, so wäre der letzte Streik sicher für die Arbeiter günstiger verlaufen. An der Diskussion betheiligte sich Herr Janke, welcher das Verhalten des Herrn Gebauer während der Arbeitseinstellung in seiner Fabrik drastisch beleuchtete. Abgemacht wurde beschlossen, zur Prüfung der Abrechnung vom Gebauerischen Streik eine Kommission zu wählen. Diese Kommission besteht aus den Herren Janke, Braunsberger, Vogel, Billm und Böttcher. Am 20. März soll ein gemüthliches Zusammensein mit Damen in Deigmüller's Salon, Alte Jakobstraße 48a, stattfinden.

Der Verband deutscher Mechaniker und verwandter Berufsgenossen, Hauptstelle Berlin, tagte am Mittwoch, den 7. d., bei Lammers, Kommandantenstr. 71/72. Auf der Tagesordnung stand: 1. Vortrag des Herrn Dr. Denker über „organischen Mechanismus des Denkens“. 2. Diskussion. 3. Verschiedenes. 4. Fragelasten. Der Vortragende erläuterte an der Hand wissenschaftlich begründeter Thatsachen die Funktionen des Gehirns und verglich das Nervensystem mit einer elektrischen Telegraphenanlage. Im weiteren erklärte Redner die bewussten und unbewussten Handlungen und Bewegungen und behauptete, daß in unserer Rechtspflege die momentane Geistesstörung zu wenig Beachtung fände, und schloß mit den Worten: „Nichtet nicht, auf daß ihr nicht gerichtet werdet.“ Bei der Diskussion beantwortete Redner mehrere auf den Vortrag bezügliche Fragen in zufriedenstellender Weise. Zu Punkt 3 der Tagesordnung wurden die in einer hiesigen Werkstatt entstandenen Differenzen durch Annahme eines von der Kommission vorgeschlagenen Antrages für erledigt erklärt. Zu dem in verschiedenen Zeitungen erschienenen Artikel: „Mangel an Fachtechnikern und Feinmechanikern“ versprach die Preiskommission demnächst Stellung zu nehmen. Nach Erledigung verschiedener Fragen wurde die Versammlung geschlossen.

Der Verein zur Unterstützung erkrankter und verunglückter Mitglieder der Maurer des Westens Berlins hielt am 6. d. M. in Krenn's Lokal, Dammstr. 13, eine Mitgliederversammlung ab mit der Tagesordnung: 1. „Entscheidung über den statutenmäßigen Antragsverfahren“. 2. Diskussion. 3. Vereinsangelegenheiten. Herr Freidank führte aus, daß der Verein in der kurzen Zeit seines Bestehens schon recht Tüchtiges geleistet, indem er schon 75 Mark als Unterstützung an erkrankte Mitglieder gezahlt habe. Redner befürwortete, daß sich die Mitglieder nicht nur materiell, sondern auch moralisch unterstützen müßten dadurch, daß bei der Arbeit nicht Einer den Andern zu überbieten sucht. Durch die allzu große Arbeitsleistung Einzelner würden auch die Anderen zu oft übermäßiger Körperanstrengung getrieben, was schon oft die Ursache von Krankheits- und Unglücksfällen war. Redner schloß seine Ausführungen, indem er darauf hinwies, daß die Menschenliebe den Verein begründet und diese den Verein nur erhalten wird. Herr Pantow sprach ebenfalls im Sinne des Redners. Er wies ferner auf das dem Vorstand vom Polizeipräsidium zugegangene Schreiben hin, durch welches dem Verein untersagt wird, sich an nicht erlaubten Sammlungen zu beteiligen oder Vereinsgelder zu anderen als im Statut vorgesehenen Zwecken

zu verwenden. Der Vorsitzende verwahrte sich ganz entschieden gegen die Annahme, daß der Verein derartige unternommen habe. Hieraus wurde beschloffen, am Charfreitag eine Herren-Fußpartie zu veranstalten. Ferner beschloß die Versammlung, den erkrankten Mitgliedern künftig, so lange die Kasernenverhältnisse dies gestatten, an Unterstützung pro Woche 6 M. zu zahlen. Mittheilung wurde, daß für verloren gegangene und durch neue ersetzt Statutenbücher 10 Pf. zu zahlen sind. Am 5. Mai soll ein Tanzabend stattfinden und wurde hierzu ein Komitee gewählt. Zum Schluß wurde zu recht zahlreichem Besuch der Vereinsversammlungen aufgeföhrt.

Verband deutscher Zimmerleute. Generalversammlung sämtlicher Berliner Lokaloerlände am Sonntag, den 18. März cr., Vormittags 10½ Uhr, Kommandantenstr. 72, im „Neuen Klubhaus“. Tagesordnung: 1. Wahl der Delegierten. 2. Vorlage, betreffs Bildung nur eines Lokaloerländes. 3. Verschiedenes. Luittungsbuch legitimirt.

Öffentlicher Vortrag für Damen. Der praktische Arzt Dr. med. C. Sturm wird heute Abend im Saale des katholischen Vereinshauses, Niedervollstr. 11, über „Verhütung und Heilung der Frauenleiden“ sprechen. Nur Damen haben Zutritt. Anfang 8½ Uhr.

Verband deutscher Zimmerleute, Lokaloerlände, Berlin Ost. Mittwoch, den 14. März, Abends 8 Uhr, Versammlung in Horstmann's Lokal, Frankfurter Alle 127. Tagesordnung: 1. Das jüngste Handwerk seit seiner Entstehung bis zur Jetztzeit. Referent Herr J. Darge. 2. Die Tagesordnung der am 18. März stattfindenden Generalversammlung der Berliner Lokaloerlände. 3. Verschiedenes und Fragelasten.

Gauverein Berliner Bildhauer, Annenstr. 16. Heute, Dienstag, Bibliothekabend und Bericht der Kommission über die Vergnügungen.

Freireligiöse Gemeinde. Heute, Dienstag, Abends 8½ Uhr, im Lokale „Sanskouci“, Rottbuserstr. 4a, Vortrag des Herrn Dr. F. Huber über: „Begriff und Bedeutung des allgemeinen und besonderen Priestertums“. Damen und Herren als Gäste willkommen.

Zentral-Franken- und Sterbekasse der Drechsler und anderer gewerblicher Arbeiter (C. S. 48). Verwaltungsstelle „Berlin A“. Die Auszahlung des Kranken- und Medizingeldes findet vom Mittwoch, den 14. d. M., bis auf weiteres beim stellvertretenden Kassirer, Herrn A. Werdemann, Langestr. 68 v. N., Mittags zwischen 12½ und 1½ Uhr statt. Kranken- und Medizingeld stellt aus für den Osten Herr

Gerlach, Kleine Andreastr. 4 v. N., Abends von 7½—8½ Uhr für den Südosten Herr Stein, Mühlauerstr. 14 v. N., Abends von 7—9 Uhr. Der Bevollmächtigte, Fr. Schrader, Mühlauerstr. 7 v. N.

Gesang-, Turn- und gesellige Vereine am Dienstag. Gesangverein „Gutenberg“ Abends 8, Uhr im Restaurant „Quandt“, Stralauerstr. 43. — Gesangverein „Alpenrose“ Abends 9 Uhr im Restaurant „Hildebrandt“, Pringensstr. 9. — Schäferscher „Gesangverein der Elber“. Abends 9 Uhr Wolf und Krüger, Stallgasse 126, Gesang. — Männergesangverein „Gartenlaube“ Abends 9 Uhr im Restaurant „Rottbuserstr. 22. — Männergesangverein „Steinelle“ Abends 9 Uhr im Restaurant „Schulz“, Stettinerstr. 56—57. — Gesangverein „Schwungrad“ Abends 8, Uhr Annenstr. 16. — Restaurant „Salm“. — Gesangverein „Sängerbain“ Abends 9 Uhr im Rest. Kaiser Franz Grenadierpl. 7. — Gesangverein „Hoffmann Moabit“ Abends 8½, Uhr Wisnauerstr. 63, im Restaurant „Altes“. — Gesangverein „Felicitas“ Abends 9 Uhr im Restaurant „Nebelin“, Langestr. 108. — Männergesangverein „Accord“ Abends 9 Uhr, bei Brademann, Marusstr. 7. — „Bühnen-Amphion“. Abends 9 Uhr, in Triebel's Restaurant, Steinweg 15. — Turnverein „Froh und Frei“ (Männerabteilung) Abends 8½, Uhr Bergstr. Nr. 57. Berliner Turngenossenschaft (V. Männerabteilung) Abends 8½, Uhr in der städtischen Turnhalle, Wasserstr. Nr. 31. — Turnverein „Hafenhaide“ (Männerabteilung) Abends 8 Uhr Dieffenbachstr. Nr. 37. — Nauchklub „Deutsche Flagge“ Abends 8 Uhr im Restaurant „Dändler“, Wrangelstr. 11. — Verein ehemaliger Schüler der 37. Gemeindefchule Abends 9 Uhr im Restaurant „Röpnickerstr. 68. — Verein ehemaliger Schüler der 44. Gemeindefchule Abends 9 Uhr im Restaurant „Albrechtsberg“, Wilhelmstr. Nr. 105. — Kreislicher Stenographen-Verein „Apollonbund“ Abends 8½, Uhr Brunnenstr. 129. — Kreislicher Stenographen-Verein Abends 8½, Uhr im Restaurant „eiserne Kreuz“, Lindenstr. 71. — Deutscher Verein „Stenographen“ Abends 8½, Uhr in Mandel's Restaurant, Pringensstr. 129. — Verein „Rose“ Abends 8½, Uhr im Restaurant „Elge“, Alexandrinenstr. 99. — Vergnügungsverein „Froh und Frei“ Abends 9 Uhr im Restaurant „Reinde“, Gipsstr. 3, Dienstag nach dem 1. und 15. — Nauchklub „Zum Wagnere“ Abends 8 Uhr bei Blochdorf, Wrangelstr. 32.

Möbel auf Theilzahlung bei J. Kollermann, Gartenstr. 8, nahe Silesische.

Möbel a. Theilzahlung Lothringerstr. 75. Hugo Lowent.

Politur-Spiritus, Brenn-Spiritus ohne Wasserrücht. 38 Pf. Größere Quant. billiger; Nordhäuser, Getreidelümmel, Liqueure, Punsch-Extrakte, Rum, Arac, Cognac liefert fein und billigst. **Ignatz Sello**, Berlin, Kaiserstr. 84, Postaufträge frei Haus. Eing. nur Durchsicht i. Hof.

Gold-, Silber- und Bijouteriewaaren. Radeln, Broches, Silber von 1,00 M., Gold von 5 M. an, Ohrringe, Kreuze 1,75, Armbänder, „Medaillons“ von 3 M. an. Ringe, Ketten von 1 M., „Medaillons“ von 3 M. an. **J. Kosch**, Melchiorstraße 14, 1 Etage. [504]

Billigste Bezugsquelle für Gold- u. Silberwaaren. Zu Fabrikpreisen empfehle: Ringe, Kreuze, Medaillons, Ohrringe, Söhrens, Armbänder, Colliers, Herren- und Damenketten, Chemisett- und Manschettenknöpfe, Similischmuck, Granat-, Korallen- und Silber Schmuck. Trauringe in Platina, auch in 14 karat. Golde und in Silber vergoldet stets vorräthig. Werkstat für neue Arbeiten und für Reparaturen. Gravirungen, Vergoldungen, Versilberungen etc. Einkauf von Zunder, Gold- und Silber, Medaillen und Münzen. Reelle Bedienung und feste Preise. **A. Oertel**, Linden-Str. 109.

Uhrenfabrik G. Wagner, En gros. Export. 1877. Berlin S., Dranienstraße 144. **Anerkannt größte Leistungsfähigkeit.** Preisgekrönt: „Königsberg 1887.“ „Dresden 1887.“ „Düsseldorf 1887.“

Nickel-Remontoir-Uhren	10-15 M.
Silberne Remontoir-Uhren	17-45 M.
Goldene Remontoir-Uhren	28-300 M.
Regulateure	10-70 M.
Vernickelte Stand-Wecker	5-10 M.

Garantie bis zu fünf Jahren. Versand nur gegen Nachnahme oder vorherige Einzahlung des Betrages. 738. Nichtkonvenientes wird anstandslos zurückgenommen. Illustrierte Kataloge gratis und franko.

Arbeiter-Notizkalender pro 1888. 18 schmal. Preis 50 Pfg. Stärkere Ausgabe 70 Pfg. Wiederverkäufern hoher Rabatt. Zu beziehen durch die Expedition, Zimmerstraße 44.

Soeben erschien: **Heft 18** der **Internationalen Bibliothek**. **Charles Fourier, sein Leben u. seine Theorien.** Von A. Sebel. Preis pro Heft 50 Pf. Zu beziehen durch die Expedition des „Berl. Volksblatt“, Zimmerstraße 44. Einbanddecken à 30 Pf. Wiederverkäufern Rabatt.

Die von Mitgliedern des Fachvereins der Schneider gegründete **Produktiv- und Rohstoff-Genossenschaft der Schneider zu Berlin (C. S.)** 30 Zimmerstrasse 30 empfiehlt ihr Lager fertiger Herren-Garderobe, sowie reichhaltiges Lager ausländischer Stoffe, ebenfalls Futter, Sorte und Knöpfe. **Herren-Garderoben jeder Art werden nach Maß angefertigt.** Der Vorstand.

Vassage 1 Kr. 9 M. — 10 M. Kaiser-Panorama. Neu! Zum ersten Male: II. Abteilung Konstantinopel. 2. Reise durch Ober-Italien. **Cona-See, Villa Pirio des Kronprinzen.** Hochinteressant: Die Gertha-Reise. Eine Reise 20 Pf., Kinder nur 10 Pf. Abonn.

Billige Reste f. Einseg.-Anzüge, welche gleich angef. w. können, verl. **Carle**, Kaufherplatz im Keller (Vorzellengeschäft). [34]

Teppich-Fabrik-Lager. Zum bevorstehenden Umzug empfehlen wir unser reich assortirtes Lager in **Möbelstoffen, Teppichen, Läufern u. Gardinen** zu außerordentlich billigen Preisen. **Teppiche**, 2x3 Ellen 4,50, 5,50, 6,50—15 M in verschiedenen anderen Größen dementsprechend. Einzelne Sophabezüge sehr billig. **Stoehr & Weber**, Chauffeestraße 21. Bitte genau auf Hausnummer zu achten.

Robert Gausche, Schneidm.-meister, Berlin SW., Lindenstraße 84, 1. Etage. — Etabliert 1862. — Empfiehlt sein Lager von in- und ausländischen **Valetot-, Anzug- u. Hosentstoffen** zu den billigsten Preisen. — Anfertigung nach Maß schnellstens. 448. Bei Bedarf bestens empfohlen.

Gebrauchte und zurückgesetzte Möbel, dar. Garnituren, Spinden, Sophas, Bettstellen m. Federboden, Spiegel etc. sehr billig, ferner empf. eleg. u. einf. Möbel, Spiegel u. Polsterwaaren jeder Art. Theilzahlung gestattet. **J. Caro**, Neue Schönhauserstr. 1, vis-à-vis der Münzstraße, erste Etage. 463

Fehlerhafte Teppiche! Nach beendeter Inventur auch an Private. **Panama-Sopha-Teppiche**, 2 Meter groß, Stück 4,50 M. **Grüße-Teppiche**, 2 Meter groß Stück 6 M. **Herrliche Salon-Teppiche** (fehlerhafte), Stück 10, 15, 20 und 27 Mark. Werth das Doppelte! **Woll-Atlas-Steppdecken** (mit), Stück 7,50 M., echt engl. **Eid-Gardinen**, Stück von 22 Meter, 12 Mark. **Fabrik Emil Lefèvre**, Berlin S., Vager. [508]

Revolverliqueur in originellen Revolverflaschen incl. 60 Pf. **Jugberliqueur** hochfein, a Fl. excl. 90 „ **Getreidekümmerl**, übertr. Gilla, do. 90 „ **Alter Nordhäuser** do. 75 „ **Rum** do. 100 „ **Brennspiritus**, geruchlos, do. 50 „ empfiehlt die Groß-Destillation von 365 **Lettau & Keil**, Sophienstr. 12, n. d. Rosenfahler.

Weißbier ohne jeden Wasserkzusatz, die Weiße 20 Pf., die N. 10 Pf. außer dem Markt, Bettfedern, Fund von 35 Pf. an, kauft allein die Bettfedern-Engros-Geschäft **1. Geschäft Rottbuserstraße 4**, part. 2. Geschäft Brunnenstraße 139, 1. Part. sehen 23 Sorten Federn. Billigste Bezugsquelle für Händler.

Betten, 10 Mark 1 Stand, vollständige Länge und Breite, 10 Mark, Bettfedern, Fund von 35 Pf. an, kauft allein die Bettfedern-Engros-Geschäft **1. Geschäft Rottbuserstraße 4**, part. 2. Geschäft Brunnenstraße 139, 1. Part. sehen 23 Sorten Federn. Billigste Bezugsquelle für Händler.

15 Mark eleg. Einsegnungs-Anzüge **7 Mk. elegante Stoffhosen** **20 Mark elegante Her-Anzüge** **15 Mk. Sommer-Valetots** **2 Mark Anaben-Stoff-Hosen** **4 Mark Anaben-Stoff-Anzüge** **3 Mark weiße Westen.** **Gedr. Neustadt**, 41 Jerusalemstrasse 41 Ecke Krausenstraße.

Gold- und Silberwaaren zu Fabrikpreisen! Große Auswahl gold. Ketten, Armbänder, Kreuze, Medaillons, Broches, Ohrringe u. Ringe eig. Fabrik. Lager in gold. Damen-Uhren, Korallen, Granaten und Silberfachen. **Trauringe à Ducaten 11 Mk.** Eig. Werkstat f. Reparatur. u. Reparaturen. **Aug. Schulze**, 10 Goldarbeiter, Kommandantenstr. 35, 1 Et. Bitte genau auf Firma und Hausnummer zu achten.

Erste Klasse Königl. Preuss. Kl. Lotterien Ziehung 3. und 4. April. Hauptgewinn 30,000 Mark. Original-Loose und Antheile: 1/2 à 50 M., 1/3 à 25 M., 1/4 à 13 M., 1/5 à 6 1/2 M., 1/6 à 3 1/2 M., 1/8 à 1 1/2 M., 1/10 à 1 M. **Marienburger Loose à 3 M.** 1/2 à 1 M. 50 Pf. **Rothel-Loose à 1 Mark.** **Richard Schröder**, W., Markgrafenstrasse 46 **Gensdarmenmarkt.** Filialen: **Rosenthalerstr. 31**, Sophienstr. 12. **Männstr. 26**, Dragonerstr. 12.

Der Reichsanzeiger

Öffentlich in einer Extra-Ausgabe die folgenden kaiserlichen Befehle:

In Mein Volk!

Aus Seinem glorreichen Leben schied der Kaiser. In dem vielgeliebten Vater, den ich beweine, und um den mir Mein königliches Haus in tiefstem Schmerze trauert, hat Preußens treues Volk seinen ruhmgekrönten König, die deutsche Nation den Gründer ihrer Einigung, das wiedererstandene Reich den ersten Deutschen Kaiser!

Untrennlich wird Sein hehrer Name verbunden bleiben mit aller Größe des Deutschen Vaterlandes, in dessen Neubegründung die ausdauernde Arbeit von Preußens Volk und Fürsten den schönsten Lohn gefunden hat.

Indem König Wilhelm mit nie ermüdender landesväterlicher Sorge das preussische Heer auf die Höhe seines ersten Ruhmes erhob, legte Er den sicheren Grund zu den unter Seiner Führung erlangten Siegen der Deutschen Waffen, aus denen die nationale Einigung hervorging. Er sicherte dadurch dem Vaterlande eine Machtstellung, wie sie bis dahin jedes deutsche Volk ersehnt, aber kaum zu erhoffen gewagt hatte.

Und was Er in heiligem, opfervollem Kampfe Seinem Volke erwirkt, das war Ihm beschieden, durch lange Friedensarbeit unermüdeten Regierungsjahre zu befestigen und segensreich zu verewigen.

Sicher in seiner eigenen Kraft ruhend, steht Deutschland im Rathe der Völker und begehrt nur, des Gemonnenen friedlicher Entwicklung froh zu werden.

Doch dem so ist, verdanken wir Kaiser Wilhelm, Seiner nie wankenden Pflichttreue, Seiner unablässigen nur dem Wohle des Vaterlandes gewidmeten Thätigkeit, gestützt auf die von ihm preussischen Volke unswandelbar bewiesene und von allen deutschen Stämmen getheilte opferfreudige Hingebung.

Auf Mich sind nunmehr alle Rechte und Pflichten übergegangen, die mit der Krone Meines Hauses verbunden sind, und welche Ich in der Zeit, die nach Gottes Willen Meiner Regierung beschieden sein mag, getreulich wahrzunehmen entschlossen bin.

Durchdrungen von der Größe Meiner Aufgabe, wird es Mein ganzes Bestreben sein, das Werk in dem Sinne fortzuführen, in dem es begründet wurde, Deutschland zu einem Horde des Friedens zu machen und in Uebereinstimmung mit den verbundenen Regierungen sowie mit den verfassungsmäßigen Organen des Reiches wie Preußens, die Wohlfahrt des deutschen Landes zu fördern.

Meinem getreuen Volke, das durch eine Jahrhunderte lange Geschichte in guten wie schweren Tagen zu Meinem Hause geblieben, bringe Ich mein rückhaltloses Vertrauen entgegen. Denn ich bin überzeugt, daß auf dem Grunde der untrennbaren Verbindung von Fürst und Volk, welche, unabhängig von jeder Veränderung im Staatensystem, das unvergängliche Erbtheil des Hohenzollernstammes bildet, Meine Krone allezeit eben so ruht, wie das Heideck des Landes, zu dessen Regierung Ich nunmehr berufen bin, und dem Ich gelobe, ein gerechter, wie in Freud' wie Leid treuer König zu sein.

Gott wolle Mir Seinen Segen und Kraft zu diesem Werke geben, dem fortan Mein Leben geweiht ist!

Berlin, den 12. März 1888.

Friedrich III.

Brief Sr. Majestät des Kaisers und Königs an den Reichskanzler und Präsidenten des Staatsministeriums.

Mein lieber Fürst! Bei dem Antritt meiner Regierung ist es Mir ein Bedürfnis, Mich an Sie, den langjährigen vielbewährten ersten Diener Meines in Gott ruhenden Vaters zu wenden. Sie sind ein treuer und muthvoller Rathgeber gewesen, der den Fäden Seiner Politik die Form gegeben und deren erfolgreiche Durchführung gesichert hat.

Ihnen bin Ich und bleibt Mein Haus zu warmem Dank verpflichtet. Sie haben daher ein Recht, vor Allem zu wissen, welches die Gesichtspunkte sind, die für die Haltung Meiner Regierung maßgebend sein sollen.

Die Verfassungs- und Rechts-Ordnungen des Reiches und Preußens müssen vor Allem in der Ehrfurcht und in den Sitten

Ein altes Märchen

in Briefen.

Von Hermann Heiberg.

Nr. 1.

Erinnerst Du Dich noch, Mensch, daß wir uns einst lieblich hielten um das kleine Fränzchen mit den rothen Haaren?

Nein, Du wirst es vergessen haben, da Du, gleich Caporello, ein schiefer ungläubliches Register aufrolltest. Und nicht nur in Spanien: tausend und drei!

Lieber, wie wund müssen Deine Lippen sein! Und auf dem Hüftli Deiner Erfahrung schwurst Du, nie zu heirathen!

Wohl! Es muß auch Schmetterlinge geben, sonst würde der Rost der Blumen in allzu vielen Kellereien umsonst aufgespeichert werden.

Ich aber, Freund, habe mich nun entschlossen, die einmündige Petroleumlampe und die Butterdose mit dem trüblichen Rest in die Ecke zu stellen. Ich habe mich verlobt!

Ich erwarte nicht, daß Du nun vor Ueberraschung einen Wurzelbaum schlägst.

Ich weiß. In der Regel nehmen die Verlobten an, die Augen der ganzen Welt müßten sich auf sie richten. Wenn gar die Geburt des ersten zahnlösen kleinen Herrn mit den ungeduldig strampelnden Beinen erfolgt, vergißt Mancher in seinem stolzen Selbstgefühl den wirklichen Schöpfer aller Dinge.

Nein, Freund, ich nehme die Sache als eine solche, welche jeden Tag passiert, aber da ich nun wirklich auf einen Küche, Keller und Diensthöten umfassenden Einfall gekommen bin, so will ich Dir doch wenigstens Mittheilung machen!

Bernimm in dem ganzen Ausdrucks-Überschwall meiner Wünsche, wie sie aussieht und mache kein Gesicht, wie der Hund, wenn er den Sirius anbellt. Es muß heraus!

Ihre sanfte Bescheidenheit könnte ein todttes Vögelchen im Fenscherbauer beschämen; um ihre Füße würde sie das

der Nation sich befestigen. Es sind daher die Erschütterungen möglichst zu vermeiden, welche häufiger Wechsel der Staatseinstellungen und Gesetze veranlaßt.

Die Förderung der Aufgaben der Reichsregierung muß die festen Grundlagen unberührt lassen, auf denen bisher der preussische Staat sicher geruht hat.

Im Reiche sind die verfassungsmäßigen Rechte aller verbündeten Regierungen ebenso gewissenhaft zu achten, wie die des Reichstags; aber von beiden ist die gleiche Achtung der Rechte des Kaisers zu erheischen. Dabei ist im Auge zu behalten, daß diese gegenseitigen Rechte nur zur Hebung der öffentlichen Wohlfahrt dienen sollen, welche das oberste Gesetz bleibt, und daß neu hervortretenden, unzweifelhaften nationalen Bedürfnissen stets in vollem Maße Genüge geleistet werden muß.

Die notwendige und sicherste Bürgschaft für unge störte Förderung dieser Aufgaben sehe Ich in der ungeschwächten Erhaltung der Wehrkraft des Landes, Meines erprobten Heeres und der ausblühenden Marine, der durch Gewinnung überseeischer Bestungen ernste Pflichten erwachsen sind. Beide müssen jeder Zeit auf der Höhe der Ausbildung und der Vollendung der Organisation erhalten werden, welche deren Ruhm begründet hat und welche deren fernere Leistungsfähigkeit sichert.

Ich bin entschlossen, im Reich und in Preußen die Regierung in gewissenhafter Beobachtung der Bestimmungen von Reichs- und Landesverfassung zu führen. Dieselben sind von Meinen Vorfahren auf dem Throne in weiser Erkenntniß der unabwiesbaren Bedürfnisse und zu lösenden schwierigen Aufgaben des gesellschaftlichen und staatlichen Lebens begründet worden und müssen allseitig geachtet werden, um ihre Kraft und segensreiche Wirksamkeit behütet zu können.

Ich will, daß der seit Jahrhunderten in Meinem Hause heilig gehaltene Grundsatz religiöser Duldung auch ferner alle Meine Unterthanen, welcher Religionsgemeinschaft und welchem Bekenntnisse sie auch angehören, zum Schutze gereichen. Ein jeglicher unter ihnen steht Meinem Heren gleich nahe — haben doch alle gleichmäßig in den Tagen der Gefahr ihre volle Hingebung bewährt.

Einig mit den Anschauungen Meines kaiserlichen Herrn Vaters, werde Ich warm alle Bestrebungen unterstützen, welche geeignet sind, das wirtschaftliche Gedeihen der verschiedenen Gesellschaftsklassen zu heben, widerstreitende Interessen derselben zu versöhnen und unvermeidliche Mißstände nach Kräften zu mildern, ohne doch die Erwartung heranzurufen, als ob es möglich sei, durch Eingreifen des Staats allen Uebeln der Gesellschaft ein Ende zu machen.

Mit den sozialen Fragen enge verbunden erachte Ich die der Erziehung der heranwachsenden Jugend zugewandte Pflege. Auch einerseits eine höhere Bildung immer weiteren Kreisen zugänglich gemacht werden, so ist doch zu vermeiden, daß durch Halb- und Unbildung ernste Gefahren geschaffen, daß Lebensansprüche gewakt werden, denen die wirtschaftlichen Kräfte der Nation nicht genügen können, oder daß durch einseitige Erstrebung vermehrten Wissens die erzieherische Aufgabe unberücksichtigt bleibe.

Nur ein auf der gesunden Grundlage von Gottesfurcht in einfacher Sitte aufwachsendes Geschlecht wird hinreichend Widerstandskraft besitzen, die Gefahren zu überwinden, welcher in einer Zeit rascher wirtschaftlicher Bewegung, durch Beispiele hochgestellter Lebensführung Einzelner, für die Gesamtheit erwachsen. Es ist Mein Wille, daß keine Gelegenheit veräußt werde, in dem öffentlichen Dienste dahin einzuwirken, daß der Versuchung zu unverhältnismäßigem Aufwande entgegengetreten werde.

Jedem Vorschlage finanzieller Reformen ist Meine vorurtheilsfreie Erwägung im Voraus gesichert, wenn nicht die in Preußen altbewährte Sparsamkeit die Auslegung neuer Lasten umgeben und eine Erleichterung bisherigen Anforderungen herbeiführen läßt.

Die größeren und kleineren Verbänden im Staate verliebene Selbstverwaltung halte Ich für ersprießlich. Dagegen stelle Ich es zur Prüfung: ob nicht das diesen Verbänden gewährte Recht der Steuer-Verfügung, welches von ihnen ohne hinreichende Rücksicht auf die gleichzeitig von Reich und Staat ausgehende Belastung geübt wird, den Einzelnen unverhältnismäßig beschweren kann.

Weib eines Mandarinens beneiden, und ihr rothschwellerer Mund gleicht einer Pfirsichblüthe. Ihre Augen — sie hat nämlich tiefblaue, mit dunkelschwarzen Augbrauen umrahmte Augen — sehen aus, als ob ein in dichtem Gebüsch versteckter Waldsee ein Paar Rinderchen geboren hätte, still, unschuldig, tief, geheimnißvoll — und doch bei Sturm und Sonnenschein, bei Tage und bei des Mondes silberglänzender Behäbigkeit — gefährlich! Ich fiel, wie ein Trunkener, in diese wunderbaren Abgründe, und als ich zum Bewußtsein kam, lag ich an dem Schnee eines Faltes, dessen Farbe das Gefieder der Schwäne beschämen würde.

„Aber nun hören Sie auf, Herr Doktor Federico Lamprecht. Es ist genug!“ — höre ich Dich sagen. Gut! Ich will meinen Dahn abbrechen und das Faß meiner Begeisterung auf Abbruch verkaufen. Aber eines muß ich Dir noch sagen, und sollte ich auf einem alten Lehnstuhl des Quinquacento festgebunden und todgelipelt werden.

Ihr Haupt muß ich Dir beschreiben: Sie hat Haare, als brenne der Berg Ida und als züngelten kleine rothe Schlangen in einem Champagnerrauch nach Liebe!

So, nun weißt Du, daß sie ebenso wie Fränzchen, um die Du meine schöne, weiße Seele einst in die Unterwelt schaffen wolltest, — rothe Haare hat.

Ich bin ganz tobüchtig glücklich, dieses kleine, stille, demüthvolle und unverdorrene Kind auf dieser abgeplatteten Himmelsinsel — Erde — gefunden zu haben.

Und nun, mein Herr, mache ich die Thüren meines Königreichs zu. Ich will zu Bett gehen und habe mir Schlaf und Traum mit Rohnblumentränzen bereits bestellt. Sie warten!

Nachschrift: Also ernsthaft! Ich habe mich wirklich verlobt und Du kannst mir gratuliren. Sprich ungläublich viel Gutes gegen mich aus, wenn Du antwortest. Therese — so heißt sie — muß glauben, es sei Apollo, Jupiter und Mars in mir vereint.

Und endlich noch eins: Sie hat Grübchen auf den Handflächen! Grübchen, welche aussehen, wie Wiegen für Engel! —

In gleicher Weise wird zu erwägen sein, ob nicht in der Gliederung der Behörden eine vereinfachende Aenderung zulässig erscheint, in welcher die Verminderung der Zahl der Angestellten eine Erhöhung ihrer Bezüge ermöglichen würde.

Gelingt es, die Grundlagen des staatlichen und gesellschaftlichen Lebens kräftig zu erhalten, so wird es Mir zu besonderer Genugthuung gereichen, die Blüthe, welche deutsche Kunst und Wissenschaft in so reichem Maße zeigt, zu voller Entfaltung zu bringen.

Bur Verwirklichung dieser Meiner Absichten rechne Ich auf Ihre so oft bewiesene Hingebung und auf die Unterstützung Ihrer bewährten Erfahrung.

Möge es Mir beschieden sein, dergestalt unter einmüthigem Zusammenwirken der Reichsorgane, der hingebenden Thätigkeit der Volksvertretung, wie aller Behörden, und durch vertrauensvolle Mitarbeit sämtlicher Klassen der Bevölkerung Deutschland und Preußen zu neuen Ehren in friedlicher Entwicklung zu führen.

Unbekümmert um den Glanz ruhmringender Großthaten, werde Ich zufrieden sein, wenn dereinst von Meiner Regierung gesagt werden kann, sie sei Meinem Volke wohlthätig, Meinem Lande nützlich und dem Reiche ein Segen gewesen!

Berlin, den 12. März 1888.

Ihr wohlgeneigter Friedrich III.

Unser Befindewesen.

Von Hermann Schlüter.

(„Die neue Zeit.“)

(Fortsetzung und Schluß.)

Wir haben gesehen, daß die gesetzlichen Bestimmungen, die zur Regelung des Befindewesens erlassen wurden, ohne Ausnahme ein recht ehrwürdiges Alter zeigen, und die Gesetzgebungen haben seit mehr als einem Menschenalter, in den altpreussischen Provinzen sogar seit über 70 Jahren nichts für die Diensthöten gethan. Im Gegentheil, sie haben sogar noch die geringen Rechte eingeschränkt, welche das Befinde besaß. So wurde in Preußen im Jahre 1854 durch das Gesetz über die „Verletzungen der Diensthöten“ den Diensthöten das bis dahin zugestandene Koalitionsrecht entzogen und ihnen jede Vereinigung, Verabredung und Aufforderung zum Zwecke der Lohnerhöhung mit Androhung schwerer Strafen unterlag. Während der ganzen Dauer der liberalen Ära in Deutschland haben sich auch die liberalen Parteien nicht veranlaßt gesehen, irgend etwas für die Diensthöten zu thun. Sie hatten wohl ihre guten Gründe dazu! Die Gebundenheit und Unzufriedenheit des Befindes veranlaßte viele, die demselben angehörten, ihr bisheriges Abhängigkeits-Verhältnis aufzugeben und in den mehr persönliche Unabhängigkeit bietenden Fabriken Unterkommen zu suchen. Andererseits lag die Gefahr nahe, daß bei Verbesserungen der Lage der Diensthöten Industriearbeiter, besonders die dem Fabrikanten so willkommenen weiblichen, ins Befinde zurücktreten könnten. Schritte zum Besten der Diensthöten hätten also das Angebot von „Händen“ vermindert, während bei dem vorhandenen Stand der Dinge dieses Angebot vermehrt wurde. Erhöhtes Angebot bewirkt fallen der Arbeitslöhne, bewirkt billige Arbeitskraft, und hier haben wir das Geheimniß, weshalb die mit ihrer „Freisinnigkeit“ sich brüstenden Liberalen die schlechte Lage der Diensthöten nicht linderten.

Ein Eingreifen der Legislative ist aber hier so nöthig, wie irgend wo anders. Die Diensthötenordnungen mit ihren drakonischen Bestimmungen sind veraltet. Sie stehen im Widerspruch zum Geiste der Zeit und sind infolge dessen zum Theil unwirksam geworden. Auch der Richter ist von der öffentlichen Meinung abhängig und er wird es heutzutage kaum noch unternehmen wollen, gegen Leute, wie Köche, Kellner, Gärtner u. dergl., die sich im Wesen vollständig vom Befinde losgelöst haben, aber trotzdem noch unter jenen Gesetzesbestimmungen stehen, diese in voller Kraft in Anwendung zu bringen. Die wirtschaftlichen Grundlagen auf denen jene Gesetze errichtet worden, sind eben verschoben. Das Verhältnis der Herrschaft zum Diensthöten war zu jener Zeit noch ein patriarchalisches; die

Nr. 2.

Lieber Freund!

Dank für Deine Zeilen. Also Du kommst am Mittwoch zur Hochzeit? Ich freue mich, Dich wiederzusehen, als solle ich das Glück in einer Sandtorte verspeisen. Und gewiß, Du wirst sie schön finden. Wenn ich sie ansehe, dünkt mich, sie müsse einer seidenweißen Rose mit einem rosenrothen Reich entschläpft sein, und sie liebt mich mit einer Zärtlichkeit, die mich wahnsinnig macht. Ich greife immer um mich, um irgend etwas in Bewegung zu setzen! — Wäre ich Poseidon, ich würde den Atlantischen Ocean in meine Handflächen füllen und dem Himmel ins Gesicht spritzen.

Also Mittwoch! Schätze mich bis dahin weiter. Es sei Dein einziger, Verus! —

Nr. 3.

Rosstrappe-Parz.

Wir kommen eben vom Fessen herab. Die Gegend lag vor uns, wie das Lächeln auf den Lippen einer Waldnymph.

Meine kleine rothe Venus sendet Dir einen Sack voll Gräße. Er ist zugelnottet! wenn Du ihn aber aufmachst, verwandelt sich jeder Gruß in ein geschwätziges Märchen, das Dir von unserem Glück erzählt!

Adieu, Theurer! Hoffentlich bist Du mit der Nachwirkung des Hochzeit-Champagners zufrieden gewesen. Wir sind bereits auf der Rückreise. In acht Tagen adressire die Briefe an: Doktor Federico Lamprecht, Berlin W., Kurfürstenstraße . . .

Nr. 4.

Berlin.

So spät beantwortete ich Deinen Brief, Lieber! Aber nach unserer Rückreise gab es tausend Schubladen aufzumachen, um alle die Pflichten, die sich darin angesammelt, herauszuholen. Allerlei in der Einrichtung, Visiten hin und her u. s. w. u. s. w.!

Und nicht zum Oeringsten meine Berufsthätigkeit, die ich doppelt nachzuholen hatte, hielt mich vom Schreiben ab. Heute ist endlich einmal ein ruhiger Abend. — Ich habe

wirtschaftliche Entwicklung hat aber auch dieses Verhältnis wesentlich geändert. Die Unfreiheit der Stellung, die Abhängigkeit von und die Ueberflüssigmachung durch die Maschine, die Ungewissheit der Arbeitsgelegenheit, kurz, jener ganze wirtschaftliche Prozess, der die modernen Arbeitsverhältnisse so eigenartig gestaltet hat, wirkt auch auf das Gesinde. Das frühere patriarchalische Verhältnis hat sich gelöst und das Gesinde findet in der Familie der Herrschaft keinen Halt mehr.

Jenes Ideal des Gesindeverhältnisses, welches nach Moscher darin besteht, daß es von Herrschaften wie Dienstboten als ein Stück christlichen Familienlebens betrachtet wird, daß Gewogenheit von der einen, Ergebenheit von der andern, Treue von beiden Seiten, uneigennütige Sorge für das gegenwärtige und zukünftige Interesse des andern Theils und namentlich auch für dessen „ewige Zukunft“ vorhanden sein muß, dieses Idealverhältnis ist so wenig für unsere Zeit, als für irgend eine andere Zeit vorhanden und vorhanden gewesen, weil die verschiedenen Interessen von Herrschaft und Gesinde auch verschiedene entgegengesetzte Bestrebungen hervorrufen müssen. Die modernen Ideen von Menschenrecht und Menschenwürde, die sich als Resultat wirtschaftlicher Entwicklung unter dem Arbeiterstande ausgebildet, mußten auf die Dienstboten zurückwirken und jene absolute Unterordnung des Gesindes unter die Herrschaft zerstören, die eine Vorbedingung für das Gesindewesen bildete. Da die Herrschaft nicht mehr in so enge Berührung mit den Dienstboten kommt, wie früher, da sie nicht mehr mit ihnen arbeitet, nicht mehr mit ihnen ist, das Standesbewußtsein sie auseinanderhält, so ist auch die Behandlung und Nahrung der Dienstboten eine schlechtere geworden. Sie sind bloß Handlanger der Herrschaft und das Verhältnis dieser zum Gesinde ist kein — wie wohl behauptet wird — erziehendes, sondern ein ausnützendes. Die Hausfrau hat bei der Verwendung der Dienstmädchen bloß das Interesse des eigenen Hausstandes im Auge und bei materiellem Rückgang der Herrschaft sind es zuerst die Dienstboten, die darunter zu leiden haben. Die auch hier hervorretende Arbeitsteilung bewirkt bei den Dienstmädchen eine einseitige Ausbildung, weil sie stets dieselbe Arbeit, z. B. Kinderwarten, verrichten müssen. Es wird behauptet, daß die Dienstmädchen einen großen Prozentsatz zu den Prostituirten stellen — in Berlin waren 1873 43,3 pCt. der Prostituirten frühere Dienst- und Ledensmädchen — zu erklären ist dieses aus dem Abhängigkeitsverhältnis der Dienstmädchen von den männlichen Mitgliedern ihrer Herrschaftsfamilie. Wenn in mancher Beziehung sich auch die Dienstboten freier bewegen können, als früher, so ist das eine Folge der allgemeinen Kulturentwicklung, die auch zur Hebung des Bewußtseins der Dienstboten beigetragen hat. Das kann aber nicht genügen. Die Anschauungen, die wir heute von den Rechten der Menschen haben, stehen im Widerspruch mit den Gesetzesvorschriften, welche die rechtliche Stellung unseres Gesindes bestimmen, und darum ist es hohe Zeit, daß zu der durch die wirtschaftliche Entwicklung herbeigeführten Herabsetzung der patriarchalischen Bevormundung auch die Aufhebung der polizeilichen und rechtlichen Bevormundung der Dienstboten trete. Ein Eingreifen der Gesetzgebung ist um so mehr geboten, als das Gesinde zerstreut und deshalb weit weniger widerstandsfähig ist, als der gewerbliche Arbeiter, der Stärkung im Verkehr mit seinen Genossen findet, während der Dienstbote stets nur vereinzelt und allein den Kampf ums Dasein auszufechten hat. Die Geschichte hat uns noch wenig von gemeinsamem Vorgehen der Dienstboten zur Vertretung ihrer Interessen erzählt, doch kamen vereinzelt Fälle vor. Im Jahre 1848 tagte in Leipzig eine Versammlung von Dienstmädchen, die sich energisch über Arbeitsüberbürdung seitens der Herrschaft, über ungenügende Kost und ungenügende freie Zeit beklagten. Praktischen Werth hatte natürlich diese Versammlung nicht, sie zeigte indeß, daß auch die Dienstmädchen ihre Interessen vertreten können und daß Gesetzesvorschriften zu ihren Gunsten eben so gut von ihnen benutzt werden würden, wie die zum Schutze der gewerblichen Arbeiter erlassenen Gesetze von diesen benutzt werden.

Die Richtung, in welcher eine Reform der Dienstbotengesetze zu gehen hätte, ist durch die bisherige Gesetzgebung des Deutschen Reiches vorgezeichnet: Unterstellung der Dienstboten unter die entsprechenden Vorschriften der Gewerbeordnung und gesetzliche Gleichstellung mit dem gewerblichen Arbeiter. Natürlich wäre das allein nicht genügend, so wenig, wie die gegenwärtige Gewerbeordnung für die Industriearbeiter genügt. Im Allgemeinen wären auch hier die Forderungen aufzustellen, welche der fortgeschrittene Theil der Industrie- und Landarbeiter erhebt, also etwa: Einführung einer Normalarbeit, die heute beim Gesinde bis zu 20 Stunden dauert; Abschaffung der Dienstbücher, gegen welche dieselben Einwände zu erheben sind, wie gegen die Arbeitsbücher für die gewerblichen Arbeiter; Einschränkung der Sonntagsarbeit; Verbot des Naturallohnes und des Verpachtens von Gesindeten als Theil des Lohnes, und Ertrag derselben durch Geldlohn; Ausdehnung des Fortbildungsschulwesens auch auf das Gesinde und besonders auch Schulen für Hauswirthschafts- und Handarbeit, soweit letztere nicht durch die Entwicklung der Industrie überflüssig geworden. All diese Forderungen erklären sich zur Genüge selbst. Neben diesen wären aber noch verschiedene Vorschriften in die Gewerbeordnung hineinzubringen, welche sich auf die speziellen Verhältnisse der Dienstboten beziehen und welche gerade deshalb die Unterstützung des dem Fortschritt huldigenden Gesetzgebers erlangen sollten, weil sie die Ersetzung des bisherigen Verhältnisses der Dienstboten zur Herrschaft durch ein anderes Arbeitsverhältnis und das Verschwinden des Gesamtsinstituts beschleunigen dürften. Hierbei gehört zunächst die Aufhebung des Wohnzwanges des Gesindes bei der

Herrschaft, durch welchen besonders die Abhängigkeit des ersten von der letzteren gestärkt wird.

Der weitaus größte Theil der Dienstboten wohnt bei der Herrschaft, doch hat sich in der Stadt, wo die höhere Stufe der wirtschaftlichen Entwicklung auch die zersetzenden Folgen derselben eher zu Tage treten läßt, schon ein nicht unbeträchtlicher Prozentsatz der männlichen Dienstboten dem Wohnen im Hause der Herrschaft zu entscheiden gesucht. Im Jahre 1871 wohnten nämlich in Berlin beim Arbeitgeber nur 34,2 Prozent der mit persönlichen Dienstleistungen beschäftigten männlichen Personen, während 65,8 Prozent in eigener Wohnung, bei Anverwandten, als Schlafleute u. s. w. lebten. Bei den weiblichen Personen derselben Branche stellte sich das Verhältnis wesentlich anders. Von diesen lebten nämlich noch 93,5 Prozent beim Dienstherrn, während nur 6,5 Prozent anderweitig Unterkommen hatten. Schon im Jahre 1873 wies in England eine Frau King darauf hin, daß durch das Wohnen bei der Herrschaft das Dienstmädchen in sehr geringen Verkehr mit dem männlichen Geschlechte komme. Dadurch wird aber die Gelegenheit zur Verheirathung für dasselbe wesentlich verringert und sie empfahl daher, für Dienstboten Häuser mit assoziiertem Haushalt einzurichten. Weiter schlug sie vor, daß die Arbeit in zwei Schichten geschehen solle, wodurch dem Dienstboten freie Zeit, die er jetzt wenig oder garnicht hat, zur Verfügung gestellt werde, und er gleichzeitig verheirathet leben könne. Daß die meisten Stuben und Kammern, in welchen die Dienstboten im Hause der Herrschaft zu leben gezwungen sind, bei weitem nicht den Anforderungen der Hygiene genügen, ja gesundheitschädlich sind, davon kann sich jeder durch eigene Beobachtungen leicht überzeugen.

Mit dem Aufheben des Wohnzwanges bei der Herrschaft wäre gleichzeitig eine Ablösung der Kost durch Geldlohn anzustreben. Die Befristung der Dienstboten ist häufig eine so ungenügende und schlechte, daß dieselben gezwungen sind, einen Theil ihres Geldlohnes noch zur Befristung hinzugeben. Weiter würde die Aufhebung der Vermietung auf lange Zeit, also die kürzere Vertragsdauer, sowie Aufhebung der Kündigungsfrist oder doch die Verringerung derselben auf ein Minimum wesentlich zur Besserung der Lage der Dienstboten beitragen. Die langen Kündigungsfristen, wie sie jetzt üblich sind, nehmen den Dienstboten die Gelegenheit, zu Zeiten, wo ihre Herrschaften großen Arbeitsandrang haben, wie z. B. zur Erntezeit, ihre Löhne zu erhöhen. Sie sind auf lange hinaus gebunden und ihre Abhängigkeit ist dadurch wesentlich verstärkt. In den Vereinigten Staaten finden wir monatliche Mietzung, und eine Kündigungsfrist besteht überhaupt nicht, ein Verhältnis, welches das Gesinde in den Stand setzt, günstige Erwerbschancen für sich auszunutzen.

Eine weitere Reform hätte einzutreten betreffs der Auszahlung des Dienstlohnes. In vielen Orten erhält das Gesinde erst nach vollem Ablauf der Dienstzeit, also nach Ablauf bis zu einem Jahre, den verdienten Lohn ausgezahlt, und das Gesinde hat dadurch der Herrschaft diese ganze Zeit über den Lohn borgen müssen. Dazu kommt noch, daß die Herrschaft häufig willkürlich Strafen verhängt und wohl selbst diese Strafen an sich zieht. Daß hiergegen Vorschriften zu erlassen sind, liegt auf der Hand, wie denn auch unentgeltliche Dienstmachsbureaus in jeder Gemeinde einzurichten wären, wie ein solches schon 1810 in Frankfurt a. M. auf der dortigen Polizeibehörde bestand. Aus moralischen Gründen schon wären die Gesindemärkte und der Handel mit Dienstboten zu verbieten.

Alle diese Maßregeln würden natürlich nicht aufhalten, daß das Gesinde immer mehr verschwindet, im Gegentheil, dieser Prozeß würde wohl dadurch beschleunigt werden. Es tritt uns nun die Frage entgegen, wird dieses Verschwinden fortdauernd anhalten und wird das Gesinde überhaupt verschwinden, oder wird es einen Einhalt geben? und wird, wenn die Frage des vollständigen Verschwindens zu bejahen ist, das Dienstbotensystem für die Gesellschaft überflüssig sein?

Die Abnahme der Dienstboten beruht, wie schon erwähnt, hauptsächlich darauf, daß mit der zunehmenden Geschäfts- und Arbeitsteilung der wirtschaftliche Theil der Dienstleistungen des Gesindes sich nach und nach von den rein häuslichen Dienstleistungen derselben löst und zu eigenen Gewerben entwickelt, in denen nicht mehr die Dienste, sondern die in Gegenständen verkörperten Arbeitsleistungen der Person begehrt werden. Die produktiven Arbeiten sind im Laufe der Entwicklung zum großen Theil aus dem Dienstbotenswesen verschwunden und nur die häuslichen Dienstleistungen sind noch geblieben. Aber auch nur zum Theil. Mit der fortschreitenden Entwicklung wird der Spielraum, der dem Gesindewesen noch gelassen ist, ein immer engerer. Ist die wirtschaftliche Arbeit des Gesindes durch freie Gewerbe vermindert, so wird die häusliche Dienstleistung immer mehr durch öffentliche Institute, mechanische Einrichtungen, Umgestaltung unseres Haus- und Wohnungswesens, Vereins- und öffentliche Anstalten u. dergl. mehr aufgehoben. Das Institut der Krankenwärter und Wärterinnen verdrängt den Krankendienst der Dienstboten, wie mit der steigenden Entwicklung des Schulwesens der öffentliche Lehrer immer mehr den Hauslehrer und die Gouvernante verdrängt. Dienstmännleinstitute, öffentliche Stiefelpulver, wie sie in größeren Städten, besonders in Amerika, immer allgemeiner werden, weiter die sogenannten Monatsfrauen, die Wäscherinnen u. s. w. übernehmen immer mehr die häusliche Dienstleistung.

Die Entwicklung der Industrie hat eine große Masse von Arbeiten im Haushalte überflüssig gemacht. Wie lange ist es her, als noch die Hausfrau in Verbindung mit dem Gesinde den Bedarf an Brot selbst buk, das Bier selbst braute, die

Kerzen selbst goß und die Seife selbst einlochte, und in der freien Zeit sowohl die Hausfrau wie die Dienstboten, welche wie männlich, den Strickstrumpf in Händen hatten? All die Thätigkeit ist nun größtentheils aus dem Haushalt verschwunden. Auch die eigentliche Hausarbeit wird immer mehr vereinfacht und vermindert. Mit der Ausbreitung der Gas- und Wasserleitungen, mit der Einführung von Koch- und Waschküchen, von Zentralheizungen und Verallgemeinerung des elektrischen Hauslebens und der Einnahme des Feuers im Wirtschaftsleben wird ein großer Theil häuslicher Dienstleistungen und damit auch der Dienstboten selbst überflüssig, und mit der Entwicklung der Gesellschaft zum organisierten Wirtschaftsleben wird die Klasse der Dienstboten verschwinden, und werden ihre Angehörigen zu produktiver Arbeit übergeben müssen.

Man könnte einwenden, daß zwar in den Städten der Verminderung der häuslichen Arbeit durch öffentliche Institutionen nichts im Wege stehe, daß sich aber auf dem Lande dementsprechend nicht durchführen ließe. Dem ist entgegen zu halten, daß auf dem Lande der Dienstbote viel weniger zu häuslichen, als in wirtschaftlichen Arbeiten verwannt wird, und es ist doch nicht zu befechten, daß die letzteren sehr gut durch besondere Gewerbe übernommen werden können. Zudem überwiegt die Zahl der städtischen Gesindes das des platten Landes ganz bedeutend. Von den mit persönlichen Dienstleistungen beschäftigten Personen kamen 1867 in Preußen auf die Städte 646 418, aufs platt Land nur 361 777. Letzteres stellt also nur 34,18 pCt. aus, aber 65,82 Prozent zur Gesamtheit des Gesindes gehören. Daß die Luxusbedienten, und wir können wohl die Gesinde in Haushaltungen mit 3 und mehr Dienstmädchen größtentheils hierher rechnen, überflüssig sind, wird niemand bestritten können, und diese allein sind es, deren Zahl von den Dienstboten sich vermehrt.

Ueber die Ueberflüssigkeit des Gesindes ist nach dem Angeführten nur noch wenig zu erwähnen übrig. Der größte Theil der häuslichen Arbeit wird durch gemeinnützige Anstalten und Institute übernommen werden. Die wenigen noch verbleibenden häuslichen Arbeiten kann ein jeder selbst verrichten, wie es heutzutage von 90 Prozent der Bevölkerung selbst verrichtet werden müssen.

Das Dienstbotenswesen ist ein Rudiment einer Gesellschaftsorganisation, die weit hinter uns liegt, und dessen Verschwinden als Fortschritt zu begrüßen ist. Je rascher der Prozeß der Aufhebung der häuslichen Arbeit durch selbstständige Gewerbe zweige und öffentliche Institutionen vor sich geht, desto besser. Die Unterordnung des Menschen unter den Mensch ist heutzutage nirgends stärker ausgedrückt, als im Dienstbotenswesen. Das Bewahren über das Verschwinden des patriarchalischen Verhältnisses zwischen Dienstboten und Herrschaften ist ein durchaus reaktionäres Gefühl und diejenige, die diesem Gefühl unterliegen, verlernen durchaus die Entwicklung der Gesellschaft. Jede Bewegung auf wirtschaftlichem Gebiete, die zum Ausgleich der Massenunterschiede beiträgt und die veraltete Institutionen lockert und zerlegt, fördert die persönliche Abhängigkeit des Menschen von einem andern, ist ein Fortschritt, der die gesellschaftliche Stellung der Betreffenden hebt und ihn und mit ihm seine Klasse der sozialen Unabhängigkeit näher bringt, und darum ist das Verschwinden der Dienstboten als Fortschritt zu bezeichnen.

Das Verschwinden dieser Bevölkerungsklasse darf indeß nicht geschwebenden Faktoren nicht abhalten, die Lage derselben einer Prüfung zu unterziehen und ihre rechtliche Gleichstellung mit dem gewerblichen Arbeiter zu veranlassen. Wir sind nicht gewohnt geworden, unsere Gesetzgebungen häufig in der Weise zu umwandeln, wie wir dies bei den Vorschlägen der Arbeiter thun, aufzuhalten suchen, wie wir dies bei den Vorschlägen der Aufrechterhaltung des kleinen Handwerks gesehen haben. Leicht werden sie, wenn sie überhaupt an die Regelung des Gesindewesens gehen, in derselben Weise zu wanken, wie es der Erfolg wird dann auch derselbe sein. Wirtschaftliche Bewegungen lassen sich nicht durch Gesetze zurückdrängen. Die ihnen entgegenstehen, werden illusorisch und kein Gesetz erkennt sie schließlich an. Die bestehenden Gesetze sind derartige Gesetze, und hier wie überall gilt das Wort Buckle's, daß die Abschaffung veralteter Gesetze die beste Regierung ist.

Jokales.

Der große Schneefall vom Sonntag Abend hat viel Unheil angerichtet. War der Wagenverkehr innerhalb der Stadt Berlin schon ein sehr geringer, so hatte er nach Charlottenburg hin gänzlich aufgehört. Die Schwierigkeiten, die sich in den geschwungenen Straßen der Stadt dem Pferdebahverkehr entgegenstellten, waren auf der Charlottenburger Chaussee vielfach gesteigert. Die vorgerückte Stunde verbot die sonst bei Schneefällen üblichen Maßnahmen, die Pferde waren außer Stande, die schweren Lasten zu schleppen. Viele Pferdebahwagen standen undenkbar auf der Straße. Hunderte, viele Hunderte von Menschen, die nach Charlottenburg gefahren waren, um den Kaiser zu sehen, und auf eine sichere Gelegenheit zur Rückbeförderung angewiesen hatten, mußten den Weg zu Fuß zurücklegen. Man kann sich denken, wie lange dieser Dämmweg sich dehnte.

Der Uebergang des „Deutschen Tageblatt“ nach „Vorwärts“ in den Besitz des nationalliberalen, konservativen Konjunktions ist, der „Vollsitz“ zufolge, vollzogen worden. Die neue Aktiengesellschaft, welche beide Blätter weiterführt, wird ins Leben getreten. Die Gesellschaft führt den Titel „Deutsches Verlags- und Buchdruckerei-Aktiengesellschaft“ und besitzt

Lebe wohl! Eben ruft mich meine Schwägerin, überbringt ein vortreffliches, liebes, schönes Mädchen.

Nr. 6.
Euer Excellenz gefälliges Schreiben vom 18. d. Mts. in welchem Sie die freundschaftliche Zuversicherung der Regierung, bei welcher Sie die Ehre haben, beglaubigt zu sein, bezüglich der Grenzregulierungsfrage zum Ausdrück bringen, habe ich f. Z. empfangen und verjehle nicht, Ihnen in der Anlage die Anschauungen hierorts zur näheren Kenntniß und weiteren Begutachtung zu übersenden.

So, hier hast Du eine Deiner ausgezeichneten sönlichkeit entsprechende diplomatisch formulierte Lieber Freund. Ich danke für Deinen gütigen Brief, meine, die Grenzregulierungen unserer Freundschaft dürfen nach unserem letzten Austausch keines weiteren druckes.

Ich schreibe Dir diese Zeilen als Strohmitter! Du nicht ables, unter Umständen anheimelndes Wort! Die Abmischung erfreut nun einmal das menschliche Gemüth und sollte man auch seine Frau lieben, wie seinen Schatz, und die erste Zigarre nach einem schweren Diner.
Meine gute kleine Frau sitzt im Seebade, fängt Sonnenstrahlen im Walde und trinkt Dion am Strande. Schreibe Briefe voll Entzücken und bebauert nur, daß ich abgeloßt von ihrem rosenfarbenen Schatten, wie ein Pater Schlemihl umherwandere.

Indessen, so schlimm ist die Sache nicht! Meine Schwägerin Daja, ich nannte Dir bisher noch nicht ihren entzückenden Vornamen, der ebenso viel Liebeswörterchen in seinem Klange aushaucht, wie sie wirklich besitzt — führt mir die Wirtschaft und ich entbehre nicht.

Nr. 5.

Mein lieber Freund!

Es giebt Situationen, in denen der Humor eifertig wie vom Zuge erfahnte Schreibstiftspapiere zum Fenster hinauswirbelt. In einer solchen befinde ich mich, denn ich muß Dir melden, daß das kleine Männchen, welchem meine Frau das Leben gab, nach allerlei ängstlichem Athemholen die dunklen Augen für immer wieder schloß. Der Himmel konnte gar kein besseres Mittel erfinden, mit meine Freude am Leben zu dämpfen. Verzeuelt schlecht ist mir zu Muthe; die Trauer sitzt in meinem Hause und grinst mich kalt an.

Ein Trost ist es noch für mich, daß meine Schwägerin bei uns ist. Sie kam zur Pflege ihrer Schwester, aber allerdings unter anderen Erwartungen. Statt ein lachendes Gesicht der Freude zu zeigen, hat sie einen schwarzen Mantel umgehängt, und mir graut schon, wenn ich, heimkehrend von den Patienten, die Klingel an meiner Wohnung ziehe.

Vor acht Tagen las ich noch in dem „Wintermärchen“ Polygenes Worte:

„Bin ich dabei, ist er mein Spiel für Scherz und Ernst, mein Spielwerk. Setzt mein geschworener Freund, und dann mein Feind. Mein Hösling, mein Minister, mein Soldat.“

Es kurt mir Juli- bis Dezembertagen und heilt durch tausend Kindereien Gedanken, die sonst mein Blut verdichten.“

O, Mensch, wie hatte ich mich auf dieses Kind gefreut! Noch dazu war's ein Bube, und die Kinderfrau meinte sogar, er habe mir geähnelt, wie einem Conchinchina ihr jüngster Zweibeiniger. — Doch ernsthaft: Was alles meinten, glaubten, hofften wir nicht!

meine Doktorlingel abgeschnitten und unter meinem Schilde steht das drohende: „Nicht zu Hause!“

Ich kann Dir nur sagen, Freund, daß ich mich unendlich glücklich fühle. Meine kleine Frau ist zierlich, hinreichend liebenswürdig, häuslich, sanft, und was ihr vielleicht an anregendem Geiste abgeht, das ersetzt mir ihre Weiblichkeit.

Man müßte meine Schwiegermama in Spiritus sehen, um sie der Nachwelt aufzubewahren. Sie hat ihre Tochter vortrefflich erzogen. Kein unreines Stäubchen fiel in die Seele dieses Kindes. Und fast beschämend ist ihre Unterordnung und Sanftmuth. Du weißt, ich bin ein heftiger Mensch! Als wir jüngst eine kleine Szene hatten, ging sie wortlos hinaus und ich fand sie weinend in ihrem Zimmer.

„Ich denke mir, Du könntest mich je weniger lieben!“ — sagte sie, als ich sie um diesen starken Ausbruch ihrer Empfindungen befragte.

Nie habe ich ein weibliches Geschöpf gesehen, das im Verkehr mit Männern so züchtig verlegen, so mädchenhaft ist. Sie erröthet, als sei ein Unschuld-Aberchen in ihrem Herzen gesprungen. Schon ein Blick scheint sie zu verwirren und ihre zarte Seele zu verlegen.

Mit meiner Praxis geht es gut. Ich habe viele Patienten und bilde mir und ihnen ein, daß ich direct aus einer Rippe des Aeskulap geschritten sei.

Also, alles in Ordnung und vollkommen glücklich! Schreibe doch einmal.

Immer entfernt und doch bei Dir.

Dein

F.

Grundkapital von 470 000 M., welches in 470 auf Namen stehende Aktien eingetheilt ist. Die Gründer der Gesellschaft sind: Buchhändler Friedrich Luchardt, persönlich haftender Gesellschafter der Kommandit-Gesellschaft Luchardt u. Ko., Buchhändler Hans Unruh, bisheriger Kommanditist vorgenannter Gesellschaft, Major v. D. Hermann v. Pfister-Schwaighausen, Vertreter mehrerer geschäftlicher, militärischer und politischer Bänder und Brochüren, die sich zum Theil durch einen hochgradigen Chauvinismus auszeichnen, Hauptmann a. D. Friedrich Hönig, Kaufmann Ludwig Baly. Den ersten Aufsichtsrath bilden: Geh. Hofrath v. D. Professor Dr. Regidi, der frühere frei-conservative Abgeordnete, Baurath Kallmann, der nationalliberale Abgeordnete, General der Infanterie v. D. Ludwig von Kallmann und der schon genannte Hauptmann a. D. Hönig, letztere beide konservativ. Im Aufsichtsrathe sind also alle Parteien vertreten. Den Vorstand bilden Buchhändler Luchardt und Redakteur Ludwig Baly. Die Gesellschaft übernimmt das Verlagsrecht der beiden Zeitungen für den Preis von 105 000 M., das Herrn Luchardt gehörige Grundstück Königgräzerstraße 41 und die auf demselben vorhandene Buchdruckerei für 771 000 M. Auf den Gesamtsumme werden 100 000 M. Hypothek übernommen. Herr Luchardt erhält 65, Herr Unruh 30 Aktien der Gesellschaft, für die übrigen Beteiligten bleiben demnach noch fünf Aktien übrig. So die Vertheilung, durch welche dem Gesetze genügt wird; die gleiche Vertheilung der Aktien ist heute wohl schon eine ganz seltene. Don Christobal Jose Cremer ist bei der Gründung nicht theilhaftig; ob er seine Kräfte in Zukunft Herrn Kallmann und Genossen widmen wird, wissen wir nicht.

Romanistik. In der bekannten Wiener Zeitschrift "An den schönen blauen Donau" finden wir folgende Briefkastennotiz: Marie E. in Wien: Sie haben die Eigenthümlichkeit mancher schriftstellerscher Frauen, jeden, auch noch so winzigen Vorgang, jede beliebige Person, jedes beliebige Ding, welche ihnen beim Schreiben unter die Finger kommen, mit einem gewissen Gelingen von Schilderungen und Charakterisierungen zu behängen. Im gewöhnlichen Leben und auch in der poetischen Dichtung sagt man zum Beispiel: "Schani zog sein Kostüch heraus, rügte sich die Nase und schickte einen Dienstmädchen fort." Dieser Satz würde in einem Roman von Ihnen aber einer Ihrer gleich bestürmten Mitschwestern etwa folgen können ausschauen: "Norbert von Heimburg stand auf der Straße. Er war ein schöner, hochgewachsener Mann mit blauen Augen; ein tiefer, schmerzlicher Ernst lagerte auf seinem Gesicht; ein wehmüthiger Lächeln umspielte seinen Mund; in der Hand trug er einen Stod aus Ebenholz, an dessen oberem Ende sich ein aus kostbarem indischen Elfenbein geschnitzter Todtenkopf befand. Er senkte tief auf, senkte hierauf seine feine, blaue aristokratische Hand in die Tasche seines Pelzwedels und zog mit einer Gebärde von lässiger Vornehmheit ein schneeweißes Tuch aus derselben. Dasselbe war aus feinstem Stoffe gewebt; die Spitzen umsäumten es; in einer Ecke waren die ineinander gewickelten Buchstaben N und H kunstvoll in rother Seide gestickt zu sehen; ein leiser Plang-Plang-Dust ging von dem Gewebe aus. Norbert ließ das Tuch einen Augenblick im Abendwind wehen, führte dasselbe an seine Adernase, welche durch ihren süßen Schwingen Kraft, Muth und Energie ausdrückte und ließe in einem langgezogenen Ton hören, der in melodischen Schwingungen durch die Dämmerung hinzierte. Hierauf trat er an einen rothmüthigen Mann heran, welcher, in träumerisches Sinnen versunken, an einer Mauer lehnte. Man sah es diesem Dienstmädchen — denn es war ein solcher — auf dem ersten Blick an, daß ihm sein jetziges Loos nicht an der Wiege gesungen worden war; ein gewisser dämonischer Zug in seinem Antlitz war unverkennbar; und man wußte nicht, ob die tiefen Furden in seinen Wangen von der Sorge oder von der Leidenschaft gegraben worden waren. Norbert sagte ihm mit seiner tiefen, sonoren Stimme einige Worte, drückte ihm hierauf ein Goldstück in die Hand und entfernte sich mit raschen, elastischen Schritten. In diesem Augenblick versank die Sonne mit einem blutrothen Glanz hinter den Bergen, nachdem sie noch einmal mit ihren schiedenden Strahlen die Kuppeln und Spigen der Stadt gezeichnet hatte."

Antisemitischer Uebersall. Was von den Antisemiten zu erwarten ist, geht aus Folgendem hervor: Die Redaktion des "N. Wiener Tagblatt" berichtet: "Deute gegen 1 Uhr Nachts drangen 28 Personen unter Führung des Reichsrathsabgeordneten Ritter v. Schönerer in die Redaktion des "N. Wiener Tagblatt", wo sie offenbar nur einen oder zwei Nachtschreibe (1) anzutreffen gehofft haben mögen. Die bewegten Ereignisse des gestrigen Abends hatten jedoch eine größere Anzahl von Redakteuren zusammengehalten, deren vier in dem ersten Zimmer an der Arbeit waren, die überaus aufschauten, als die Invasion erfolgte. Buerst glaubten sie, es mit Leuten zu thun zu haben, welche, wie so viele Andere, an diesem Abend bezüglich des deutschen Kaisers Erkundigungen einreichen wollten, als der Ruf erscholl: "Hören besetzen! Niemanden hinauslassen! Der dieses rief, war Hr. v. Schönerer, der jetzt sich breitpurzig in Pose warf, um eine "Rede" zu halten. Er begann: "Hier seht Ihr sie nun an der Arbeit, die Schandblattjuden." Er sprach sodann mit erhobener Stimme weiter: "Die freche Judenpresse hat uns schon viel angethan, aber daß sie den Tod unseres erlauchten Kaisers nicht erwarten kann, das dulden wir nicht." (Das "N. W. Tagbl." hatte, sowie mehrere andere Wiener Zeitungen, eine Extra-Ausgabe mit der kaiserlichen Nachricht vom Tode des Kaisers Wilhelm veranstaltet. D. R.) "Wenn ein toller Hund uns angreift, schlagen wir ihn nieder. Ihr habt uns in unseren heiligsten Geheiligten verletzt. Nun ist der Tag der Rache gekommen. Aber heute ist nur der Anfang, das Nach-

werk wird fortgesetzt werden. Der Stod in der mit einem eisernen Schlagring ausgerüsteten Rechten schwingend, rief er: "Schlagt sie nieder! Juden auf die Knie!" Dreimal wiederholte er diese Aufforderung, selbstverständlich ohne einen anderen Effekt zu erzielen als das Lachen der Apostrophirten. Nun erhob sich aber auch einer der Redakteure und gab seiner Verwunderung über dieses Auftreten Ausdruck: "Was wollen Sie hier?! Wir sind hier zu Hause, wie konnten Sie es wagen, hier einzudringen?! Ich bin preussischer Offizier!" Da unterbrach ihn Einer: "Reigen Sie Ihr Patent!" — "Das hab' ich nicht nötig..." In diesem Moment fiel auch schon der erste Schlag, während zugleich einer der Eindringlinge einem Redakteur einen Fingerring mitten ins Gesicht schlug, das sofort von Blut überströmte war. In der nächsten Sekunde waren die Beiden, die da geschlagen hatten, gefaßt, und fast in demselben Moment trafen auch schon die Falter und Stereotypen ein, welche mit mächtigen Armen eingriffen. Schönerer, der als Erster das Hasenpanier ergreifen wollte, erhielt einige Hiebe und wurde mit großem Schwung die Treppe herabgeworfen, von seinen Genossen bis auf Einen gefolgt. Dieser Eine, welcher den ersten Schlag geführt hatte, war festgehalten worden, während die Anderen im Hofraume eingeschlossen gehalten wurden. Der Festgehaltene war der 23jährige Eduard Gerstgraber, Stenograph bei Dr. Klinger in der Margarethenstraße. Ein Sicherheitswachmann brachte ihn zur Rettungsgesellschaft, welche ihm drei Aequieschwunden am Kopfe verband, und dann auf die Wachtstube. Die Uebrigen wurden von einem Wachmann, soweit sie ihm nicht davonlaufen waren, zur Polizeidirektion gebracht, wo es der fourbierende Herr Kommissär nicht einmal für nötig hielt, sie um ihre Namen zu befragen. Das höchst ungebührliche Benehmen des Herrn v. Schönerer auf dem Kommissariat selbst bedauerte der Kommissär allerdings, doch entschuldigte er es mit den Worten: Was sollen wir mit einem Betrunknen anfangen? Und so konnte Herr v. Schönerer mit dem Reste seines Heerbannes leider von dannen gehen. "Reisende Zustände!"

Eine "ausgerechnete" alte Geschichte. Liebhaber des Schachspiels dürfte es vielleicht interessieren, eine kleine Berechnung, die an die sagenhafte Geschichte des Schachspiels anknüpft, zu erfahren. Bekanntlich soll der Bramine Sissa, Erfinder des Schachspiels, an seinen Fürsten, zu dessen Zeitvertreib er dieses Spiel erfand und der ihm als Belohnung einen Wunsch freigestellte, folgende unheimlich klingende, aber unausführbare Forderung gestellt haben. Man möge ihm die Summe der Weizenkörner, abgezählt, zum Geschenk machen, welche man erhält, wenn man auf das erste Feld des Schachbrettes 1, auf das zweite 2, auf das dritte 4, auf das vierte 8 u. Weizenkörner legt; so daß also auf jedem der 64 Felder immer die doppelte Anzahl der Körner des vorhergehenden Feldes liegt. Die Summe aller dieser so abgezählten Weizenkörner ist:

18 447 745 555 370 859 683.

Um sich nun einen Begriff zu machen von der Unmöglichkeit der Abzählung dieser Anzahl von Weizenkörnern, diene folgende Betrachtung: Angenommen, ein Mensch zählt in einer Minute 100 Körner, so wird er, wenn er von jeder Stunde 50 Minuten auf die Zählarbeit, 10 Minuten auf die Erholung verwendet, in einem Tage — den Tag zu 10 Stunden gerechnet — 50 000 Körner, also in einem Jahre — das Jahr nach Abzug der Sonn- und Feiertage zu 300 Tagen gerechnet — 15 000 000 Körner abzählen. Ein einzelner Mensch würde somit 1,229,849,370,358 Jahre gebrauchen, um bei rastlosem Fleiße die Forderung des Braminen zu erfüllen. Würden sich indeß alle Bewohner der Erde (im Jahre 1882 1,456,000,000) — vorausgesetzt, daß alle zählen könnten — an der Zählarbeit betheiligen, so würden sie dieselbe in 844 Jahren vollenden, ein Resultat, welches vielleicht mancher nicht erwartete, das aber der kluge Bramine wohl vorausah. Somit sehen wir, daß auch schon vom altindischen Alerus das wahre Wort galt:

Denn einer von der Weislichkeit Ist wahrlich keine Kleinigkeit.

Ein falscher Fünfsigmarkechein ist, wie die Reichsschuldverwaltung dem königl. Polizeipräsidium mittheilt, im Großherzogthum Baden zur Ausgabe gelangt. Der Fälscher hat in höchst geschickter Weise den Fünfsigmarkechein so gebildet, daß er in den vorzüglichsten Abbildungen eines solchen Scheines, wie sie in dem illustrierten Anzeiger von Wolf Henze gegeben wurden, herausgeschnitten hat. Die Vorderseite des Fälschats ist die Nachbildung eines Scheines vom Jahre 1874, die der Rückseite die Nachbildung eines gleichen vom Jahre 1882. Es ist die Möglichkeit nicht ausgeschlossen, daß weitere derartige Fälschate in den Verkehr gebracht werden.

Ein bedeutender Einbruchdiebstahl, welcher seine Schatten bezüglich der Nachforschungen nach den Dieben bis Berlin wirft, ist in der Nacht vom 2. zum 3. März in Braunschweig in der Friedrich-Wilhelmstraße bei dem Goldwaarenhändler F. Klingelhofers ausgeführt worden. Es sind eine Menge goldene Ringe, Broschen, Uhr- und Halsketten, Armbänder und Silbermünzen gestohlen. Der Geschädigte hat eine Belohnung von 300 M. für Wiedererlangung des Gutes und Ergreifung der Thäter ausgesetzt. Ein Mädchen hat die beiden Einbrecher bemerkt, wie sie unter der Rollschleife der Ladenthür hervorgekrochen sind. Der Eine der Thäter ist von mittlerer Größe und corpulent, der Zweite ist kleiner Statur. Beide waren dunkel gekleidet.

Wieder hat das überschnelle Fahren eines Schlächterfuhrwerks Unheil angerichtet. Als gestern Vormittag gegen 10 Uhr ein Roßhändler mit seinem Wagen den Kohlenplatz am Stettiner Bahnhof verließ, sauste um die gegenüberliegende Ecke der Vorstraße in gestrecktem Trabe der Einspanner eines Schlächters und rannte gegen den Kohlenwagen an. Dem Pferde des Roßhändlers wurde dabei das linke Vorderbein zerschmettert. Mit Hilfe des Publikums gelang es Schaulenten, den Führer des Schlächterwagens anzuhalten, so daß derselbe zur Verantwortung gezogen werden kann. Das verunglückte Pferd wurde der Abdeckerei übergeben.

Ein Mordmord wurde in verfloßener Nacht verübt. Gestern früh fanden Postanten hinter der Münch'schen Villa auf dem Tempelhofer Berg die Leiche eines neugeborenen Kindes weiblichen Geschlechts, nur in eine blaue Rückenbürze eingewickelt. Die Polizeibehörde stellte fest, daß das Kind von der unnatürlichen Mutter entweder getödtet und dann fortgeworfen oder lebend ausgelegt worden und dann erfroren ist. Die Recherchen nach der Mutter, von der bis jetzt jegliche Spur fehlt, sind in vollem Gange.

Ein erschütternder Engländerfall, der den Tod eines Menschen nach sich gezogen, ereignete sich vorgestern Mittag. Die in der Solmsstraße wohnende Kutscherfrau Karoline Degolon, geb. Dörth, hatte sich zum Besuch ihres in der Charitee untergebrachten geisteskranken Ehemanns auf den Weg gemacht und hatte bis zur Karlsstraße die Ringbahn benützt. Beim Aussteigen aus der Pferdebahn straukelte die Frau und fiel zur Erde; sie erhob sich indeß bald wieder und setzte ihren Weg zum Krankenhaus fort. Als sie kurze Zeit bei ihrem kranken Ehemann gewilt, wurde ihr plötzlich so unwohl, daß sie selbst zu Bett gebracht werden mußte und bald darauf eine Leiche war. Zu Hause hatte sie zurückgelassen, sie würde den Vater wohl bald zurückholen können, vielleicht schon heute. Der etwa 18jährige Tochter fiel es daher nicht auf, daß die Mutter am Nachmittag noch nicht zurück war. Als aber der Abend dämmerte, beschlich das bedauernswürdige Mädchen doch eine qualende Unruhe. Sie machte sich auf den Weg zum Krankenhaus, um Erkundigungen einzuziehen. "Ist mein Vater noch hier?" so fragte das Mädchen. "Jawohl" war die Antwort. "Wie geht es ihm?" fragte es wieder. "Er muß morgen leider nach Daldorf." — Lautlos sank das Mädchen auf einen Stuhl. "Und meine Mutter?" schrie es angstvoll zurück. "Was ist mit ihr? wo ist meine Mutter?" — Dem von tiefem Mitleid ergriffenen

Beamten wurden die Worte schwer. Gebrochen wankte das arme, schwächliche Mädchen hinaus in die Dämmerung. . . .

Polizeibericht. Am 10. d. M. Morgens wurde in der Spree hinter dem Grundstück Dorotheenstr. 32 die Leiche eines etwa 35 Jahre alten, dem Arbeiterstande angehörigen unbekanntes Mannes aufgefunden und nach dem Leichenschauhaufe gebracht. — Am demselben Tage Nachmittags brachte sich ein Mann in seiner Wohnung in der Wilhelmshafenstraße in selbstmörderischer Absicht mittelst eines Schumachermessers oberhalb des linken Handgelenks eine Schnittwunde bei. — Abends wurde ein Mann in seiner Wohnung in der Gartenstraße todt vorgefunden. Er hatte sich durch einen Messerstich in das Herz getödtet. — Am 11. d. M. Vormittags der Kutscher Beschel die Lichterfelderstraße entlang fuhr, schlug das Pferd aus und traf den auf dem Vordertheil des Wagens sitzenden Beschel derartig am rechten Unterschenkel, daß er einen Bruch desselben erlitt und nach dem Krankenhaus Bethanien gebracht werden mußte. — Gegen Mittag hatte der 4 Jahre alte Sohn des Bergolders Joseph, Bernaueritz. 93 wohnhaft, auf das im Ofen brennende Feuer Petroleum gegossen, und waren seine Kleider dabei in Brand gerathen. Als die Mutter auf sein Geschrei zur Hilfe eilte, wurde sie ebenfalls von den Flammen ergriffen. Beide wurden durch Brandwunden schwer verletzt, so daß sie nach dem Lazaruskrankenhaus gebracht werden mußten. — Nachmittags wurden auf dem Askanischen Platz, an der Ecke der Anhaltstraße, eine Frau durch eine von dem Kutscher Matthes geführte Equipage, im Lustgarten ein junger Mann durch einen trotz des starken Fußgängerverkehrs im schnellen Trabe fahrenden Bierwagen, ferner auf der Arcuzum der Bad- und Pankstraße ein Arbeiter durch einen vorwärtsdringend schnell fahrenden, von dem Kutscher Paddum aus Neu-Weißensee geführten Breal und gegen Abend in der Schützenstraße ein 11 Jahre alter Knabe nach Angabe von Augenzeugen infolge eigener Unvorsichtigkeit durch eine Equipage überfahren. — Nachmittags fiel an der Ecke der August- und Großen Hamburgerstraße ein Kutscher vom Boß der von ihm geführten Droschke und erlitt dadurch so schwere Verletzungen, daß er nach dem katholischen Krankenhaus gebracht werden mußte. — Abends fiel auf dem Leipziger Platz ein Mann in Folge der Glätte und brach das rechte Bein. Er wurde zunächst nach der nächsten Sanitätsstube gebracht. — In der Nacht zum 12. d. M. geriethen Nemelestraße Nr. 41 in einem auf dem Flur befindlichen Bretterverflage Kleidungsstücke in Brand. Das Feuer wurde leicht gelöscht.

Gerichts-Zeitung.

Die Verbreitung eines sozialdemokratischen Flugblattes beschäftigte gestern die fünfte Strafkammer des königl. Landgerichts Berlin I. Am Abende des 15. August trat der Tischler Schultheiß in einer im östlichen Berlin belegenen Straße an einen anscheinend ruhig geheimen Weges gehenden Mann heran und überreichte ihm im geheimnißvoller Weise ein sozialdemokratisches Flugblatt. Schultheiß war an einen Unrichtigen gerathen, der betreffende Mann war nämlich Kriminalbeamter, der den Flugblättervertheiler sofort verhaftete. Gleichzeitig bemerkte der Beamte noch einige andere Leute, die, als sie die Festnahme des Schultheiß sahen, mit einer großen Anzahl Flugblätter bedeckt schleunigst die Flucht ergriffen. Schultheiß wurde vom Schöffengericht wegen Vergeben gegen das Sozialistengesetz zu 50 Mark Geldstrafe verurtheilt. Der Vertheidiger des Angeklagten, Rechtsanwalt Dr. Meschkeohn legte gegen dieses Urtheil die Berufung ein, indem er behauptete, es sei wohl nachgewiesen, daß der Angeklagte gewußt, daß er ein sozialdemokratisches Flugblatt vertheile, nicht aber, daß dies Flugblatt verboten sei. Es liege mithin nur eine Uebertretung gegen das Sozialistengesetz vor. Die fünfte Strafkammer schloß sich dieser Auffassung an und erkannte auf 20 M. Geldstrafe.

Vor einigen Monaten stürzte bekanntlich ein vor dem am städtischen Siechenhause in der Prenzlauer-Allee daselbst errichtetes Baugerüst ein, in welcher Folge einige Arbeiter auf gräßliche Weise getödtet, andere schwer verletzt wurden. Anlässlich dessen haben sich heute der Baumeister Gause und Maurerpolier Jädel wegen fahrlässiger Tödtung und fahrlässiger Körperverletzung vor der zweiten Strafkammer des Landgerichts Berlin I. zu verantworten.

Mit der Frage, ob der Ausbau eines Stadtbahnboogens als die Errichtung eines Gebäudes anzusehen ist oder nicht, war gestern die 35. Abtheilung des Berliner Schöffengerichts befaßt. Im Auftrage der Viktoriabrauerei hatte der Maurermeister Gottheiner im Herbst v. J. den an der Lüneburgerstraße belegenen Stadtbahnbogen Nr. 392 zu einem Verkaufsalon für die Biere der genannten Brauerei ausgebaut. Die Kobbaubnahme fand in der zweiten Hälfte des November statt, und da nach der Annahme des zuständigen Bauinspektors Thiemann die geschaffenen Räume als zum dauernden Aufenthalt von Menschen bestimmt sind, so wurde der Baugtermin in Gemäßheit der Baupolizei-Ordnung auf sechs Wochen hinausgeschoben. Herr Gottheiner hatte aber mit dem Bauarbeiten bereits am 29. November vorigen Jahres begonnen lassen und dieselben, nachdem sie am gedachten Tage polizeilich inhibirt worden waren, am 14. und 15. Dezember fortgesetzt. Es ist deshalb gegen denselben eine Strafverfügung wegen Verletzung der baupolizeilichen Bestimmung in drei Fällen in Höhe von zusammen 45 M. event. 9 Tagen Haft ergangen, gegen welche er Widerspruch erhob. Im Termin machte er geltend, daß auf Vorstellung der Viktoriabrauerei die Baug-erlaubnis bereits am 10. Dezember erteilt worden ist. Im Uebrigen bemerkte er, daß er einer Baug-erlaubnis gar nicht bedürftig habe, weil es bei dem Ausbau des Stadtbahnboogens sich weder um die Errichtung eines Gebäudes handle, noch weil die hergestellten Räume zum dauernden Aufenthalt von Menschen bestimmt sind. Der Gerichtshof bejahte mit dem Amtsanwalt beide Fragen; er erachtet einen Stadtbahnbogen für ein Gebäude und eine Restauration als zum dauernden Aufenthalt zumindest des Wirthes und der Kellner bestimmt. Er verurtheilte den Angeklagten zu 10 M.

Eine Anklage wegen Hehlerei beschäftigte gestern die 87. Abtheilung am Amtsgericht I. Frau Auerbach hatte eine Gans, welche ihr 11jähriger Pflegesohn bei einem Kaufmann gestohlen hatte, zu einem Braten verwendet, obwohl sie wußte oder den Umständen nach annehmen konnte, daß die Gans gestohlen war. Der Dieb konnte, da er das straffähige Alter von zwölf Jahren noch nicht erreicht hat, nicht unter Anklage gestellt werden, dagegen mußte sich Frau Auerbach gegen die Beschuldigung der Hehlerei verantworten. Es war unbedingt ihre Pflicht, die Gans dem Polizeibureau zuzustellen, wenn, wie sie behauptet, es ihr nicht gelang, von dem Knaben den Namen des Bestohlenen zu erfahren. Sie hat das jedoch unterlassen, und der Gerichtshof neigte angesichts der Sachlage sogar zu der Annahme, daß die Angeklagte wohl den Knaben zu dem Diebstahl angehalten haben könne; der Verdacht erchien um so gerechtfertigter, als die Angeklagte schon mehrfach vorbestraft ist. Die Anklage richtete sich jedoch nur auf Hehlerei, es konnte also auch nicht Sache des Gerichtshofes sein, eine Anstiftung, die sich nur auf Vermuthung stützte und schwer zu erweisen war, festzustellen; jedoch wurde bei der Strafzumessung das gravirende Moment mit in Betracht gezogen, und das Urtheil lautete auf einen Monat Gefängniß.

Wegen fahrlässiger Tödtung hatte sich der Kutscher Paul Johann Scheffler vor der dritten Strafkammer am Landgericht I. zu verantworten. Der Angeklagte war in schnellem Tempo in die Flottwellstraße eingebogen und hatte einen Arbeiter, der dem dahinsausenden Gefährt nicht mehr ausweichen konnte, so unglücklich überfahren, daß der Gestürzte auf der

Sie holt aus ihrem Heiligenschein die wunderbarsten Dinge hervor, und dieses seltsame Frauenzimmer zieht mich nach ihrer amüsante Laune — sie hat sogar Spirit — so an, daß ich selbst den Regellub und meinen Donnerstag in die Ecke gestellt habe. — Ich will Dir noch einmal eine Beschreibung von dieser Seitenlinie der Porscheel — Du weißt, meine Frau ist eine geborene Porscheel — machen: In erster Linie hat sie wunderbar schöne Naslöcher! Sie sehen aus, als ob der liebe Gott ein neues Patent erworben habe. Es ist eben etwas vollständig Abweichtendes von der bisherigen Himmelsarbeit. Nicht klein, aber von einer besonderen Form; — sanft geschweift, im Grunde nur die annuthige kollette Bedeutung einer Vertiefung der Nasenflügel! Ferner hat sie jene gewissen Frauenhände, welche sich hinter seidnen Roben verstecken und sich in dem fortwährend verlegenen Schreden zu befinden scheinen, daß sie so klein, klein und wohlgeformt sind. Dabei eröthen sie aber nicht, vielmehr färben sie sich in ihrer Kathlosigkeit schneeweiß und zittern, als ob ihnen die Dinge, die sie berühren, Schmerzen einflößten. Endlich hat sie zwei Schultern, die wie Ausrufpunkte für Liebesgötter aussehen. Ich wette, daß ihr mit der Zeit noch einmal selbst Flügel wachsen. Nur die kleinen, reizenden, himmlischen Bonvivants können solches Ebenmaß der Schulter-Linien aufweisen. Und nun schließe ich. Lebwohl! Schreibe, bezahle das Porto und bessere immer noch mehr Deine moralischen Eigenschaften!

Dein
Lamprecht.

(Schluß folgt.)

Stelle lodt blieb. Das Urtheil lautete in Hinsicht auf die grobe Fahrlässigkeit und deren schwere Folgen auf eine Gefängnisstrafe von 1 Jahr.

Kleine Mittheilungen.

Storkow, 8. März. (Cyfer des Kohlendunstes.) Am 6. d. M. fielen hier zwei junge, kräftige Leute den giftigen Steinlohlengasen zum Opfer. Es waren dies zwei Handwerksgehilfen, die sich gemeinschaftlich ein Zimmer gemietet hatten. Nachdem sie dasselbe bezogen und den Ofen tüchtig mit Steinlohlen geheizt hatten, legten sie sich zu Bett. Als sie am anderen Morgen nicht an ihrer Arbeitsstelle erschienen, wurde die Zimmerthür erbrochen. Man fand die beiden jungen Leute todt in ihren Betten vor; alle Wiederbelebungsversuche blieben erfolglos.

Leipzig, 9. März. Ein Deserteur des in Bautzen garnisonirenden Infanterieregiments Nr. 103, welcher vorgestern Abend von hier aus nach Dresden transportirt werden sollte, sprang zwischen Oschag und Dahlen mitten während der Fahrt zum Zuge hinaus und wurde überfahren und sofort getödtet. Der Unteroffizier, welcher dem Deserteur zur Bewachung beigegeben war, sprang ihm nach und erlitt dabei schwere Verletzungen.

Görlitz, 10. März. Infolge des Thaumwetters ist die Neiße mit ihren Nebenflüssen zu einem uferlosen See angeschwollen; die Ueberschwemmung hat in Gribigsdorf, Jänkendorf, Matzissa, Dörrig, Greiffenberg und Löbau einen bedeutenden Schaden angerichtet.

Sirafberg, 10. März. (Lawinsturz.) Am Freitag Abend erfolgte, wie hierher gemeldet wird, im Reisträgerloche ein mächtiger Lawinsturz, wobei drei Männer vom Schnee verschüttet wurden.

Altona, 11. März. Die königliche Eisenbahn-Direktion macht bekannt: Folgende dänische Staatsbahnstrecken sind jetzt unfahrbar: Nahrung-Langaa, Randers-Fredrikshavn, Aarhus-Grenaa, Nyomgaard-Randers, Helsingør-Kopenhagen, Frederiksberg-Fredrikshavn und Skive-Nyköbing. Fahrt über den großen Belt unmöglich. Direkte Beförderung von Reisenden und Gütern über Nadsnesund wieder aufgenommen.

Dresden, 11. März. Die Elbe ist in starkem Steigen begriffen; man befürchtet eine Hochfluth.

Herzogenrath, 8. März. (Schlagende Wetter.) Auf der Zeche Nordstern wurden 3 Grubenarbeiter, 2 Hauer und 1 Schlepper durch schlagende Wetter schwer verbrannt, so daß sie zum Hospital gebracht werden mußten.

Fürth, 9. März. (Die rothen Plakate gefährlich.) Zu e'ner am vergangenen Sonnabend stattgefundenen Versammlung sollten, wie gewöhnlich Plakate angeschlagen werden, welche bekanntlich zuvor im Bezirksamt abgestempelt werden. Als die Frau des Dienstmannes, welcher das Anheften der Plakate zu beorgen hatte, sich zu diesem Zwecke auf des Bezirksamt verfügte, wurde ihr jedoch bedeutet, daß die Plakate nicht abgestempelt werden, weil sie alle von „rothem Papier“ sind; dem Einberufer blieb nichts anderes übrig, als zu den verpönten „rothen“ auch noch Plakate von verschiedenartigem Papier drucken zu lassen, wozu denn auch die rothen mit abgestempelt wurden. Soweit hatte die Maßregel keine weiteren üblen Folgen, nur das der Arrangeur der Versammlung einige Mark Mehrauslagen hatte. Ueber die Zweckmäßigkeit derartiger Maßnahmen wollen wir den Herrn Bezirksamtmann auch nicht belehren, aber die Art und Weise, wie derartige Nachausprüche erfolgen, verdient veröffentlicht zu werden. „So, weil die Plakate alle von rothem Papier sind, werden sie nicht gestempelt, wenn sie nicht alle von rothem Papier wären, würde ich sie stempeln lassen.“ Das war die ganze Beanstandung. Wir meinen doch, daß derartige Maßnahmen eine gesetzliche Grundlage haben müssen und daß es der Mühe werth wäre, diese Gründe auch anzuführen. In Berlin z. B. werden Versammlungen verboten, wenn ein Saalfenster geöffnet ist, weil dieses eine Versammlung unter freiem Himmel ist. Es wird das Tragen von rothen Nellen im Knopfloch verboten, weil dieses „ein sozialistisches Abzeichen ist“, das sind wenigstens Gründe, mögen sie auch darnach sein. Aber gar keine Motive, das ist nicht schön. Wenn man zum Beispiel gesagt hätte, die rothe Farbe übt auf die Nerven gewisser Leute einen krankhaften Reiz aus, oder die rothen Plakate könnten die durch unsere Stadt sich bewegenden Gehörnten in Erregung versetzen, so wäre dieses immerhin etwas und gar viele Leute würden sich gegen unser Bezirksamtmann als ein grundgescheidter Herr, der sich auf Menschen und Vieh bedacht. Aber so, allgemeines Kopfschütteln und Kommentare, die wir nicht wiedergeben können.

Wien, 10. März. Ueber das große Brandunglück, von dem wir bereits Mittheilung gemacht haben, berichtet die „N. Fr. Pr.“ noch folgendes Nähere: „Gegen 11 Uhr kam zur Feuerwehr-Brigade 14. Am Hof die kurze Meldung: Zimmerfeuer, Bauernmarkt 14.“ Sofort gingen Vöschtrains ab, die alsbald bedeutend verstärkt wurden, als eine zweite Meldung: „Feuer im Hühnerhaus, Gefahr für die Bewohner groß“, eintraf. Kurz darauf besagte eine dritte Nachricht, daß das Feuer rapid um sich greife. Nun wurde der ganze zum Kampf nöthige Apparat aufgeboden, alle Filialen telegraphisch um Sulkurs berufen. Das brennende Gebäude ist ein Eckhaus. Die eine Front desselben liegt gegen den Bauernmarkt, die andere gegen die Mariengasse, jenes schmale, für Wagen nicht passbare Gäßchen, das den Bauernmarkt mit der Rothenturmstraße verbindet. Im Hintertheil des vier Stockwerke hohen Hauses sind nach beiden Seiten Geschäftslöcher. Im ersten Stock befinden sich das Geschäft und die Niederlage des Schmuckfabrikanten Max Steiner. Hier im linken Flügel des Gebäudes war der Brand zum Ausbruch gekommen. Aus den Fenstern sowohl auf dem Bauernmarkt als auch in der Mariengasse züchten die Flammen, schlugen Kasterhock empor und lekten mit ihren rothen Flammen gierig am ganzen Mauerwerk des Hauses bis zum Dachgiebel. Weithin taghellere Feuerschein! Die Bewohner des Hauses, die schon im Schlafe gelegen hatten, sprangen, erschreckt durch den von der Straße heraufdringenden Lärm, vom Lager, eilten an die Fenster und sahen rings um sich ein Meer von Flammen. Nur an die Rettung des Lebens denkend, stürzten die Leute auf den Korridor; krachend und polternd stürzte die Treppe ein. Zusammen eilten Männer und Frauen, Greise und Kinder an die Fenster. Von dem grellen Feuerschein beleuchtet, bot das Haus mit aus allen Fenstern schreienden Menschen, auf deren Miene Todesangst zu lesen stand, einen wahrhaft entsetzlichen Anblick, dessen Schrecken noch vermehrt wurde dadurch, daß einige Personen sich hinabstürzen wollten. Die Feuerwehrmannschaft hatte Halenleitern besetzt, kletterte mit bewunderungswürdiger Behendigkeit hinauf und beruhigte die Leute. Auf der Bauernmarkthöhe wurde ein Sprungtuch ausgebreitet; bis 12 Uhr Nachts waren 5 Frauen in das Tuch gesprungen.“ Von anderer Seite wird berichtet: „Zum Entsetzen der Leute war der einzige Ausweg abgeschnitten; die Armen sahen einen Abgrund vor sich — das Treppentuch war mittlerweile eingestürzt. In allen Stockwerken des Gebäudes wurden Halenleitern angelegt, und mit lagenartiger Geschwindigkeit kletterten die Löschmänner bis in das letzte Stockwerk hinauf, um die an den offenen Fenstern um Hilfe stehenden Personen nach Thunlichleit zu beruhigen und schließlich in Sicherheit zu bringen. Um 12 Uhr war der Plafond der Fabrikniederlage des Herrn Steiner durchgebrannt, und die Flammen fanden nun ihren Weg in die Wohnräume des zweiten Stockwerkes. Eine halbe Stunde später gerieth der Dachstuhl des Tralles am Bauernmarkt in Brand, und dadurch wurde die Gefahr noch weit vergrößert. Ununterbrochen wurden Personen durch das Sprungtuch gerettet, und um 1/2 Uhr konnte man annehmen,

daß der Brand lokalisiert sei. Um Mitternacht wurden noch zahlreiche Personen aus den Stockwerken durch die Feuerwehr in Rettungsschläuchen geborgen und in's Freie gebracht. Bevor die Feuerwehr mit Sprungtuchern und Rettungsschläuchen erschien, sprangen einige Bewohner des weithäufigen, winkligen Hauses durch die Fenster auf die Straße. Eine Frau verletzte sich hierbei erheblich. Ein Mann fiel beim Springen auf ein Schild, das am ersten Stock angebracht ist, und verletzte sich am Kopfe. An einem Fenster zur Mariengasse erschien ein verzweifelter Elternpaar mit zwei Kindern und rief der unten stehenden Menge zu: „Helft! Wir werfen euch die Kinder zu!“ Die Leute auf der Straße spannten die Hände und pressten sie dicht aneinander, so daß eine lebendige Unterlage gebildet wurde. Die Kinder flogen, entsetzlich schreiend hinab, wurden jedoch unten glücklich aufgefangen. Einige Personen retteten sich, indem sie die an dem brennenden Hause angelehnte Leiter benutzten, um in der engen Mariengasse in die Stockwerke des gegenüberliegenden Hauses zu steigen.

Wien, 9. März. (Eisenbahn-Unfall.) Gestern Abend um 7 1/2 Uhr hat ein Zusammenstoß zwischen einer aus der Station Tura abgegangenen leeren Lokomotive und dem aus Salvan kommenden Kofchauer Personenzuges Nr. 203 stattgefunden. Von den Passagieren des Personenzuges wurde Niemand beschädigt, dagegen wurde der Führer des Personenzuges, Daniel Kränzel, erdrückt, der Lokomotivführer desselben Zuges, Josef Nelhaus, und der Heizer Johann Suchadomsky erlitten geringere Verletzungen. Ferner wurden der Führer der Lokomotive, Emil Kreuzer, und deren Heizer Ludwig Molnar verwundet. Beide Lokomotiven und der Packwagen des Personenzuges entgleisten, diese wie der Packwagen wurden arg beschädigt, die Personenzüge blieben unverleht. Infolge des Zusammenstoßes wurde die Straße unfahrbar und die Personenzüge konnten daher heute nur mittelst Umsteigens verkehren.

Wien, 9. März. (Ein Rothfahnen.) Das Bürgermeisterrath St. Wolfgang am Wolfgangsee schreibt unter dem 8. d. M.: Der „Hilferuf vom Schafberg“ (siehe Nr. 59 des Verh. Volksbl.) ist nun wieder verklungen. Die von hier ausgehende Hilfs-Expedition ist von ihrer schneeigen Schafbergpartie zurückgekehrt und fand den anderen Hoteiwächter der Einsamkeit in der Hülfs-Expedition) gemüthlich ein Pfeisichen schmauchend, lesend an der Ofenbank seines an 1800 Meter hoch gelegenen Stübchens. Er hatte selbstverständlich von dem allseitigen Mitleide für seine Person und seinen Beruf keine Ahnung. — „Bin i derichroden, wie i Ent klopfen (an der Hausthür) g'hört hab'; auf Ent hätt i nüt denkt! Was treibt den Ent awa in den furchtbaren Schnee?“ war seine Rede an die braven Männer, die ihm bereitwillig und selbstlos die vermeintlich nöthige Hilfe bringen wollten. — Zweifelloß hat eine schneefreie Stelle des Schafberghauses die Bewohner Kammer's zu dem voreiligen Glauben gebracht, daß eine Trauerfabrik an dem Schafbergsee angebracht sei, welche Unglück bedeute. In St. Wolfgang konnte eine Rothfahne nicht gesehen werden, weil nie eine ausgesteckt war. Wir hörten von der angeblichen Bedrängniß des Schafbergwächters erst durch ein Telegramm des Herrn Roser aus Wien. Die Schneemassen in den höheren Gebirgslagen, dort wo der Sturm den Schnee liegen läßt, sind kolossal. Schon im Wolfgangsee liegt er 1 bis 2 Meter hoch. Auf dem sogenannten Schafbergalpenhütten-Plateau sind die Sennerhütten (9 an der Zahl) sammt dem sogenannten „Unteren Wirthshaus“ total verschneit und vom Thale aus gar nicht sichtbar. Ueber deren Dächer waleten die Männer der Hilfs-Expedition hinweg. Am ersten Tage kam diese bis zur Donner- alpe, am zweiten Tage nach sieben Stunden mühseliger Schneewanderung auf den Gipfel des Schafberges. — Schneefall war während der zwei Wandertage nicht, dagegen wüthete der Sturm auf dem sehr exponirten oberen Schafberg und über das sogenannte „Arapfel“ in arger Weise. Jumeist der Wind mit dem die Hülfsutenfliegen enthaltenden „Buddelforb“ — selbstverständlich wechselte man beim Tragen des Korbes ab — hatte schweren Stand.

Innsbruck, 7. März. (Lawinen.) Aus Gles erhält der „Vote für Tirol und Vorarlberg“ unter dem 5. d. M. über die in der Gemeinde Comafine fortgesetzten Arbeiten behufs Rettung der durch die am 26. Februar herabgegangene Schneelawine verschütteten nachstehenden Bericht: „Am 28. Februar letzte die von Cufiano abgeordnete Gendarmerie-Patrouille mit Beihilfe von 30 Arbeitern die Rettungsversuche fort. Denselben wurde von den Ortsbewohnern eine Stelle angedeutet, wo vielleicht verunglückte Personen aufgefunden werden könnten. Als man daselbst eine Schneehöhe von ca. fünf Metern weggeräumt hatte, hörte man richtig das leise Stöhnen eines Menschen. Man kann sich denken, daß die Arbeiten mit möglichster Schnelligkeit fortgesetzt wurden, bis man deutlich eine menschliche Stimme vernahm. Endlich gelang es, nach langwieriger, beschwerlicher Arbeit eine kleine Oeffnung zwischen Holzbalen und großen Baumstämmen herzustellen. Der Unglückliche, namens Domenico Battistini, war noch am Leben, aber eine Verletzung des armen Mannes aus seiner schauerlichen Lage, in welcher er volle 48 Stunden zugebracht hatte, war noch nicht möglich, weil ein Fuß unter einer todten Kuh im Schnee eingeklemmt war; über einem Knie lag ein mächtiger Felsen und über der Bauchgegend ein kolossaler Baumstamm, so daß nur der Kopf und die Brust des Mannes frei und ihm das Athmen ermöglicht war. Ein Anabe schlopfte nun in die gemachte Oeffnung und labte den Unglücklichen, so gut es möglich war. Nach der Lage des Verunglückten mußte man trachten, auf einer anderen Seite durch Ausheben der Schneemassen denselben zu befreien. Erst um 14 Uhr früh des 29. Februar, das ist nach achtstündiger beschwerlicher Arbeit gelang es, den Domenico Battistini zu erlösen. Man kann sich vorstellen, was der Mann während der 56 Stunden, die er unter einer sechs Meter hohen Schneedecke verleben mußte, gelitten haben wird. Der Gerettete hat keine äußeren Verletzungen erlitten und wurde in das Haus seiner Mutter getragen, wo er von derselben und dem Arzte sogleich in Pflege genommen wurde. Am selben Tage wurden auch noch fünf Kühe lebend ausgegraben. Drei Kinder der verunglückten Eheleute Vortolo und Placida Sonna haben Vater und Mutter verloren, ihr Elternhaus ist verschwunden, sie sind an den Bettelstab gebracht.“

Basel, 6. März. (Zollvergehen.) Ein hiesiger Uhrenhändler ist laut „Morgenst.“ in arge Katastrophen mit den deutschen Zollbehörden gerathen. Denselben ist nämlich eine ganze Kiste unvollständiger Uhren, welche nach Berlin bestimmt waren, in Deutschland konfisziert worden; der Werth der mit Beschlag belegten Waare wird auf die Summe von 40 000 Frs. angegeben. Wegen desselben Zollvergehens ist außerdem der Bruder des Betreffenden in Berlin verhaftet worden. Bei der Höhe des Wertes der nicht vollständigen Waare ist die Geldstrafe für die Betreffenden eine fast unerschwingliche zu nennen.

London, 8. März. Ein schreckliches Ende fanden zwei Anaben namens Ralph Cummings und Samuel White, im Alter von etwa 15 Jahren in den Darlington Stahlwerken. Am Dienstag Nachmittag befanden sich fünf Anaben auf den großen Hühnerhöfen der Fabrik, welche im Innern stets noch brennen. Drei von den Jungen erzählten, daß sie plötzlich eine große Staub- und Rauchwolke aufsteigen sahen und darauf zwei ihrer Gefährten vermishten. Selbstamerweise meldeten sie aber erst am Abend den Vorfall. Als man nachsah, fand man eine 10 Fuß tiefe Höhlung, in welche Cummings und White wahrscheinlich eingekunten sind. Der Direktor ließ sofort Nachgrabungen veranstalten. Dieselben mußten aber unterbrochen werden wegen der furchtbaren Hitze und der Gefahr von Senkungen. Eine in den Hühnerhöfen 18 Fuß tief hineingestohene Eisenstange wurde rothglühend.

Vermischtes.

Ein ganzer Hochzeitszug erfroren. Aus Ungarn (Rusland) machte sich kürzlich ein aus 16 Bauern und Frauen bestehender Hochzeitszug auf, um in eines der umliegenden Dörfer zu fahren. Infolge des Schneesturms irrte der Zug vom Wege ab und wurde später in der Nähe des Dorfes Nogan erfroren gefunden. Von den 16 Personen ist nur ein Mann ins Leben zurückgerufen worden.

Eine Eisenbahn nach Amerika. Wie aus New-York 4. März, gemeldet wird, beabsichtigen Eisenbahnunternehmer Chicago, St. Paul und Minneapolis, eine Bahn von den Vereinigten Staaten über British-Kolumbien, Alaska und Schatka nach Jukutsk in Sibirien zu bauen. Die Beibringung ist nur wenige Meilen breit und voller Inseln, läßt sich leicht überbrücken. Daß die Eisenbahn gebaut werden kann, unterliegt wohl keinem Zweifel, ob sie aber mehr als zwei Monate im Jahre fahrbar sein würde, ist eine andere Frage.

Telegraphische Depeschen.

(Wolff's Telegraphen-Bureau.)

Mainz, Montag, 12. März. Heutige Rheinhöhe Rehl 3,35, Mainz 4,96, Mannheim 5,33 steigend. langsam steigend.

Hamburg, Montag, 12. März. Der Postdampfer „Vohsen“ der Hamburg-Amerikanischen Packetfahrt-Actiengesellschaft von Hamburg kommend, gestern Abend 6 Uhr in New-York eingetroffen.

Paris, Montag, 12. März, Morgens. Bei den gestern erfolgten Wahlen zur Kammer sind in den Departements Côte d'Or und Haute-Marne die radikalen Kandidaten Serneffon und Bouché gewählt worden. Im Departement Bouches du Rhone ist Stichwahl zu Guntien Felix Viat's aus.

(Nach Schluß der Redaktion eingetroffen.)

Frankfurt a. M., Montag, 12. März, Abends. Mainz ist seit gestern stark gestiegen und überspült theilweise bereits die Ufer. Die Rheinhöhe beträgt jetzt 2,80 Meter.

Paris, Montag, 12. März, Deputirtenkammer. Bei der Beratung des Einnahmehudgets beantragte der Konseilpräsident Tirard, daß vor der Beratung der Anträge der Budgetkommission, betreffend die Aufhebung der Abgabe auf Weine und Weine, welche eine Einnahme von 170 Millionen ergeben, diejenigen Vorschläge beraten werde, welche zum Erlasse des Ausfalles bestimmt seien. Jules Roche erhob den Einspruch, wenn man eine Beratung über die Getränkebesteuerung einleite, könne das in Vorschlag gebrachte Budget nicht angenommen werden; er beantragte das Einnahmehudget im Ganzen auf Grundlage desjenigen von 1887 zu votiren. Dieser Antrag wurde mit 261 gegen 251 Stimmen abgelehnt. Es erfolgte dessen neue provisorische Zwölfte votirt werden.

Briefkasten der Redaktion.

Sprechstunden der Redaktion

von 12—1 Uhr Mittags und 7—8 Uhr Abends. Bei Anfragen bitten wir die Abonnements-Cultivierung beizufolgen. Antworten wird nicht ertheilt.

P. Ritterstr. 1. Nur wenn den Vermietler eine Schuld daran trifft, daß Sachen von Schlafurichen oder Schornsteinen gestohlen werden, muß er für den Werth derselben kommen. 2. Der Ordnungsruf gegen Reichstagsabgeordnete keine bestimmten Folgen. Auch nach dem dritten Anruf kann ihm das Wort nicht entzogen werden, wohl aber wenn er vom Präsidenten zum dritten Male zur Sache gerufen wird. 3. Bei namentlicher Abfassung werden die Namen sämtlicher Abgeordneten einzeln aufgeführt und jeder antwortet dann mit Ja, Nein oder gar nicht. Modus hat die Bedeutung, daß sich von jedem Abgeordneten feststellen läßt, wie er gestimmt hat.

Markthallen-Bericht von J. Sandmann, städt. Verkaufsoermittler. Berlin, den 10. März 1888.

Temperatur in der Halle 2 Grad Reaumur. Butter. (Reine Naturbutter.) 1. Feinste haltbare Tafelbutter (bekannte Marken) 103—110 M., 2. schmeckende Tafelbutter 95—103 M., 3. Tischbutter 85—95 M., 4. schlechteste Tischbutter 75—85 M., 5. Kochbutter — M. pr. Bt. Auktion täglich um 11 Vormittags. Eier 2,50—2,95 M. netto ohne Abzug v. Schd., Reaumur. — M. v. Schd. Käse. Importirter Emmenthaler — 87, Inländischer Schweizer 35—50—65, Quadrat-Paststein 8—12—24, Hamburger 20—23—32, Rheinischer Holländer Käse 58—60 M. pr. Bt., Camembert — M. pr. Bt., Harzer — 3,00 M. pr. Dtsche. Camembert — M. pr. Dts. Neuchâtel — M. pr. Stück.

Wid. Heuböde 70—80—90 Pf., sehr geringe 40—65 Pf., männlich Dammswoll 35—60 Pf., Kothwoll, männlich 25 bis 50 Pf., Schwarzwoll 40—75 Pf., Renntwoll 60—70 Pf. pr. Bt., Raningeh 50—70 Pf. per Stück. Jofanenhähne 2,75—4,50 M. pr. St., Schneehühner bis 1,10 M. pr. Stück, Schneepfen —, Wirthshähne 1,50 bis 2,00, Wildenten 1,5—1,20 M. pro Stück. Wildauktion täglich um 10 Uhr Vormittags und 6 Uhr Nachmittags.

Fleisch. Rindfleisch 28—38—52, Kalbfleisch 35—40, Hammel 32—40—50, Schweinefleisch 40—42 Pf. pro Pfund, Schinken geräuchert mit Knochen 65—85, Speck ger. 50—60 Pf. pr. Pfund.

Geflügel, lebend. Gänse la — —, junge 7—9 Enten 1,20—1,50—2,50 M., junge Dübner 1,00—1,20, Dübner 1,20—1,70, Tauben 35—55 Pf., junge Tauben — Pf. pr. Stück. Puten 4,00—6,00 M.

Geflügel, fett, geschlachtet. Fette Gänse 60—65—70 Pf., Enten 60—75 Pf. pr. Bt., fette Puten 60—70 Pf. pr. Bt., Tauben 38—55 Pf., Dübner 1,00—1,20—1,70 pr. Bt., Obst und Gemüse. Weißfleischige Speisefartoffeln 4,00, 5,00, Zwiebeln 14,00—22,00 M. pro 100 Kilo, Blumenkohl 35 M. pro 100 Kopf, Apfelsinen Jassa 8—11 M. pro 10—17, Valencia 42/er 15—26 M., Citronen 9,00 bis 12 M. per Kiste.

Feldfrüchte in Wagenladungen, Kartoffeln, weißfleischige Speisefartoffeln 40—50, Zwiebeln 140—220 M. pro 1000 Köpfe, Hafer 105—130 M. Erbsen 110—200 M., Futtererbsen — M., Gerste 108—180 M., Riststroh — — 30 M. — — M. pr. 1000 Kilo.

Wasserstand der Spree in der Woche vom 26. Februar bis 3. März 1888. (Angabe in Metern.)

Tage	26./2.	27./2.	28./2.	29./2.	1.3.	2.3.	3.3.
Am Oberbaum	2,63	2,63	2,58	2,57	2,56	2,56	2,56
Dammühle, Oberwasser	2,57	2,55	2,52	2,50	2,48	2,51	2,51
Dammühle, Unterwasser	1,32	1,32	1,37	1,41	1,30	1,21	1,15